

Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 D

Erscheint monatlich zweimal, am 5. und 20. – Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4,80 DM. – Zu beziehen durch alle Postanstalten. – Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen – Verlagsort: Oldenburg (Oldb)



Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf., Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. – Anzeigenschluß 8 Tage vor Erscheinen. Gewähr für die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht übernommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort: Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u. Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

121. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. März 1970

Nummer 6



„Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt“

Vor 340 Jahren wurden Simon Dach, der 1605 in Memel geborene Barockdichter, Professor der Dichtkunst an der Königsberger Albertina. Die Stadt Memel ehrte ihn mit dem Ännchen-Brunnen auf dem Theaterplatz. Prof. W. Ziese mer hat viel Fleiß darauf verwandt, uns nachzuweisen, daß Dach nicht der Verfasser des bekannten Liedes sei, vielmehr dessen aus Thüringen stammender Freund Heinrich Albert. Die Urfassung des Ännchen-Liedes ist plattdeutsch, und von Dach gibt es noch ein anderes plattdeutsches Gedicht, das „Grethke-Lied“, während Albert, der in erster Linie Komponist war, kaum Plattdeutsch gedichtet haben dürfte. Für uns Memelländer gehören — nicht ganz unbegründet — Ännchen von Tharau und Simon Dach zusammen.

Die Rechte unserer Aussiedler

Im Grenzdurchgangslager Friedland wird den Aussiedlern ein Überbrückungsgeld gezahlt. Es dient zur Bestreitung der notwendigen kleinen Ausgaben und beträgt für den Haushaltungsvorstand 20 DM, für die Familienangehörigen 10 DM. Den Aussiedlern steht ferner eine Begrüßungsgabe der Bundesregierung zu, die im Grenzdurchgangslager überreicht oder im Falle der Fernregistrierung von dort durch Vermittlung des zuständigen Flüchtlingsamtes überwiesen wird; sie beträgt 100 DM je Person über 21 Jahre und 50 DM je jüngere Person.

Kosten, die in Verbindung mit der Einreise aus dem Memellande stehen, können auf Antrag in der Regel erstattet werden, sofern ein ursächlicher Zusammenhang mit den Ereignissen des Zweiten Weltkrieges gegeben ist und es dem Eingereisten nicht zugemutet werden kann, die Kosten selbst zu tragen. Anträge sind innerhalb von zwei Jahren bei den Sozialämtern zu stellen.

Für Fragen beabsichtigter Familienzusammenführung und Aussiedlung ist der zuständige Kreisverband des Deutschen Roten Kreuzes zuständig. Dort können auch Nachforschungen nach Vermißten beantragt werden sowie Auskünfte über allgemeine Hilfen und materielle Hilfssendungen an zurückgebliebene Angehörige eingeholt werden.

Nach Bezug der für den Aussiedler vorgesehenen Neubauwohnung (sie kann auch gegen eine Altwohnung getauscht werden) kann er unter bestimmten Voraussetzungen einen Mietzuschuß nach dem Wohngeld-

gesetz erhalten. Bei der Ermittlung des Familieneinkommens wird zu Gunsten von Aussiedlern für die Dauer von vier Jahren ein **Freibetrag von jeweils 1200 DM** für jedes erwerbstätige Familienmitglied abgesetzt. Wenn der Aussiedler ein Eigenheim wünscht, kann er ein Aufbaudarlehen für den Wohnungsbau erhalten; hierauf besteht jedoch kein Rechtsanspruch.

Bis zur Arbeitsaufnahme gewährt das Arbeitsamt Arbeitslosengeld oder Arbeitslosenhilfe. Beschäftigungszeiten in der Heimat sind zu berücksichtigen, wenn sie bei Ausübung im Bundesgebiet arbeitslosengeldberechtigend sind.

In der Rentenversicherung werden Aussiedlern auch Zeiten berücksichtigt, in denen sie in der Heimat zwar als Arbeitnehmer beschäftigt waren, aber keiner Versicherung unterlagen.

Aussiedler, die wegen ihrer deutschen Volkszugehörigkeit oder ihrer deutschen Staatsangehörigkeit interniert oder in das Ausland verschleppt wurden, können Kriegsgefangenenentschädigung für die Zeit ab 1. 1. 47 erhalten. Aussiedler, die aus politischen Gründen in Gewahrsam genommen wurden, kommen für eine Häftlingshilfe in Betracht.

Aussiedlern stehen drei Jahre lang einkommensteuerliche Begünstigungen zu. Schließlich kommen die Leistungen des Lastenausgleichs und des Bundesvertriebenengesetzes in Betracht.

Wieviele Memelländer wohnen noch in der Heimat?

Die parteiamtliche Wilnaer „Tiesa“ veröffentlicht aus Anlaß des 25. Jahrestages der Einnahme Memels durch die Rote Armee einige aufschlußreiche Zahlen.

Die Einwohnerzahl von Memel betrug nach der Sowjetstatistik:

1939	-	47 200
1955	-	86 000
1965	-	123 300
1969	-	147 000

Für 1975 wird mit der Erreichung der 200 000-Grenze gerechnet.

Die Resultate der kürzlich durchgeführten sowjetischen Volkszählung liegen natürlich noch nicht vor. Die letzte Volkszählung fand 1959 statt und ergab für die Stadt Memel 89 900 Einwohner. Von diesen waren 55,6 % Litauer und 35,2 % Russen. 9,2 %, also rund 8000 Einwohner hatten demnach eine andere Nationalität.

Die „Tiesa“ nennt auch die Zahl der 1959 in Litauen lebenden Deutschen mit 11 200, die vorwiegend in den Kreisen Memel und Heydekrug lebten. Da 1960 die Aussiedlerwelle der Jahre 1958/59 bereits abebbte und in den folgenden Jahren nur noch einzelne Fälle von Familienzusammenführung abgewickelt wurden, kann heute mit noch 10 000 Deutschen im Memelland gerechnet werden.

Diese von den Sowjets zugegebene Zahl ist natürlich anzuzweifeln. Als Deutsche werden in der Sowjetstatistik offensichtlich nur diejenigen Memelländer bezeichnet, die Anträge auf Ausreise in die Bundesrepublik gestellt haben. Die Zahl von 10 000 deckt sich mit den Unterlagen, die die Botschaft in Moskau und das Rote Kreuz in Händen haben.

Daneben gibt es jedoch eine nicht unerhebliche Zahl von Memelländern, die aus Altersgründen, aus familiären (Mischehen!) und beruflichen Gründen keine Ausreiseanträge gestellt haben und daher in der Statistik nicht unter den Deutschen erscheinen. Wie hoch ihre Zahl ist, läßt sich nur schätzen, doch dürfte sie kaum unter 10 000 liegen. Damit kann man für das Jahr 1970 noch 20 000 Memelländer in der Heimat annehmen.

Leserbriefe lohnen sich

Unser Leser Gerhard Jankus, Düsseldorf, Im Dahlacker 3, wandte sich mit der nachfolgenden Leserzuschrift an die „Düsseldorfer Nachrichten“, als diese sich aus Moskau vom Vorsitzenden einer Fischereikolchose aus „Kleipeda“ berichten ließen. Die Zuschrift wurde in auffälliger Aufmachung veröffentlicht und beweist einmal mehr, daß sich Leserbriefe in jedem Fall lohnen, da sie in geeigneter Form auf unsere Heimat und die Belange der Memelländer aufmerksam machen.

„Mit Aufmerksamkeit und zuweilen mit ungutem Gefühl verfolge auch ich die gegenwärtigen deutsch-sowjetischen Verhandlungen über einen gegenseitigen Gewaltverzicht und andere Fragen in Moskau.

In dem Bericht Ihres Korrespondenten Emil Böltje über die Gründung eines sowjetischen „Instituts für Beziehungen mit der Öffentlichkeit der Bundesrepublik Deutschland“, ist dem Verfasser ein Fehler unterlaufen, den ich richtigstellen möchte. Bei der Aufzählung des Kreises der Mitglieder, die Ihr Korrespondent für „interessant“ hält, wird u. a. der Vorsitzende einer Fischereikolchose aus Kleipeda genannt. Es hätte sicher zur besseren Information Ihrer Leser beigetragen – und das wäre dann wirklich „interessant“ gewesen –, daß sich hinter diesem Namen die alte deutsche Stadt Memel verbirgt.

Überhaupt muß man immer wieder bedauern, wie leichtfertig oder unwissend bei der Berichterstattung aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten mit den früheren Gebiets- und Städtenamen umgegangen wird. Wenn es sich um Warszawa, Moskva oder Praha handelt, so werden die Namen verdeutschelt genannt, handelt es sich jedoch um Königsberg, Breslau oder Danzig, so heißt es dann Kaliningrad oder sonstwie. Ist es wirklich erforderlich, so fragt man sich unwillkürlich, auf diese Weise das Erinnerungsvermögen über die deutschen Ostgebiete aus dem Bewußtsein der Menschen unseres Volkes zu streichen?

Vielleicht erhalte ich demnächst gar eine Aufforderung von „amtlicher“ Stelle zur Änderung meines Geburtsortes in Kleipeda – gewissermaßen zur Gehirnwäsche! Aber noch gibt es ja eine Memeler Straße auch in Düsseldorf...“

Regierung vergaß die Deutschen in der Heimat

Im Rahmen des Berichts zur Lage der Nation vor dem Bundestag übergab die Bundesregierung der Öffentlichkeit eine Materialsammlung. In ihr sind die noch in der Heimat wohnenden Deutschen nicht erwähnt. Dabei ist die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Lage dieser Deutschen zweifellos die beklagenswerteste, und allein deshalb schon wäre eine ausführliche Darstellung angebracht gewesen. Der Bund der Vertriebenen stellte angesichts dessen mit Nachdruck die Frage, ob nach Auffassung der Bundesregierung die Deutschen in Memel, Allenstein, Oppeln oder Eger nicht mehr zur Nation gehören.

Mehr Förderschulen für jugendliche Aussiedler

Nach Angaben von Bundesinnenminister Genscher beherrschen fast 40 % der eintreffenden Aussiedler die deutsche Sprache und Rechtschreibung nur noch mangelhaft oder fast gar nicht. Es handelt sich in der Regel um jugendliche der Geburtsjahrgänge 1939 und jünger. Für diese Jugendlichen soll, wie der Innenminister auf eine Oppositionsanfrage hin erklärte, das Förderschulwesen intensiviert werden. Auch die bereits im Berufsleben stehende Aussiedlerjugend bedarf verstärkter Betreuung, weil ihre Berufsausbildung den fortschrittlichen Produktionsmethoden Westdeutschlands nicht ausreichend gerecht wird.

Zum Abtreten von Rehs

Die „Deutsche Wochenzeitung“ veröffentlicht in ihrer Nr. 11 den folgenden unfreundlichen Nachruf auf den aus dem BdV-Präsidium scheidenden LO-Sprecher Reinhold Rehs:

In diesen Tagen verschwindet Reinhold Rehs, der bereits vor einem halben Jahre sein Bundestagsmandat verlor, endgültig von der politischen Bühne in Bonn. Mitte März wird das Präsidium des Bundes der Vertriebenen neu gewählt, in dem er nicht mehr vertreten sein wird. Wenn diese Zeitung vor dem Leser liegt, wird noch nicht entschieden sein, wer sein Nachfolger wird; ganz gleich aber wie der neue Präsident heißen wird, er wird besser sein als sein Vorgänger. So jedenfalls ist die Meinung in den Bonner Vertriebenenkreisen.

Reinhold Rehs wird angelastet, daß seinem Versagen die gegenwärtig schwache Position der Vertriebenenorganisation zuzuschreiben ist. Seine entnervende Redefreudigkeit, die allerdings jeder echten Substanz entbehre, führte dazu, daß die Unlust seine Präsidialkollegen und auch der Mitarbeiter im Zentralhaus in der Bonner Kölnstraße zu einem politischen Gespräch von Monat zu Monat größer wurde. Diese nichtssagende Redeflut konnte jedoch nicht seine sonstige Trägheit kompensieren, wenn es darum ging, notwendige Konzeptionen zu entwickeln oder auch nur zu fördern. Seine tatsächliche Arbeitsleistung war genau so mager wie die als Bundestagsabgeordneter.

Sein eigentlicher Abstieg begann schon

nach dem Nürnberger Parteitag der SPD, an dem sich deutlich abzeichnete, wohin die ostpolitische Reise dieser Partei gehen würde. Nur Rehs hat es nicht gesehen, sondern half weiter, die SPD in den Augen der Vertriebenen hoffähig zu halten. Er hielt seiner Partei diese Treue bis zu dem Augenblick, als er nach einem würdelosen Tauziehen erkennen mußte, daß kein Parteigremium bereit war, ihm ein neues Bundestagsmandat anzubieten. Erst dann trat er innerhalb von vierundzwanzig Stunden aus und der CDU bei. Von diesem Augenblick an war er für alle Wissenden ein politisch toter Mann.

Die CDU gab ihm die Chance für ein Direktmandat in Niedersachsen. Rehs führte einen aufwendigen aber dennoch jammervollen Wahlkampf, bei dem es heute noch nicht offen zu Tage liegt, woher er die Mittel dazu nahm. Die Wähler des bisher CDU-sicheren Kreises akzeptierten Rehs nicht, sondern bereiteten ihm eine vernichtende Niederlage. Das Mißvergnügen innerhalb der CDU-Führung darüber, daß Rehs sie einen Bundestagssitz kostete, war unbeschreiblich. Dafür brüstet Rehs sich heute noch damit, daß es seinem Einfluß zuzuschreiben sei, daß der NPD der Einzug in den Bundestag verwehrt wurde. Er behauptet es noch zu einer Zeit, in der man sich selbst in der Union längst eingestanden hat, daß bei einem Überschreiten der Fünfprozentschwelle durch die NPD die neue Bundesregierung nicht Brandt-Scheel geheißt hätte.

Dr. Czaja,

Präsident des Bundes der Vertriebenen

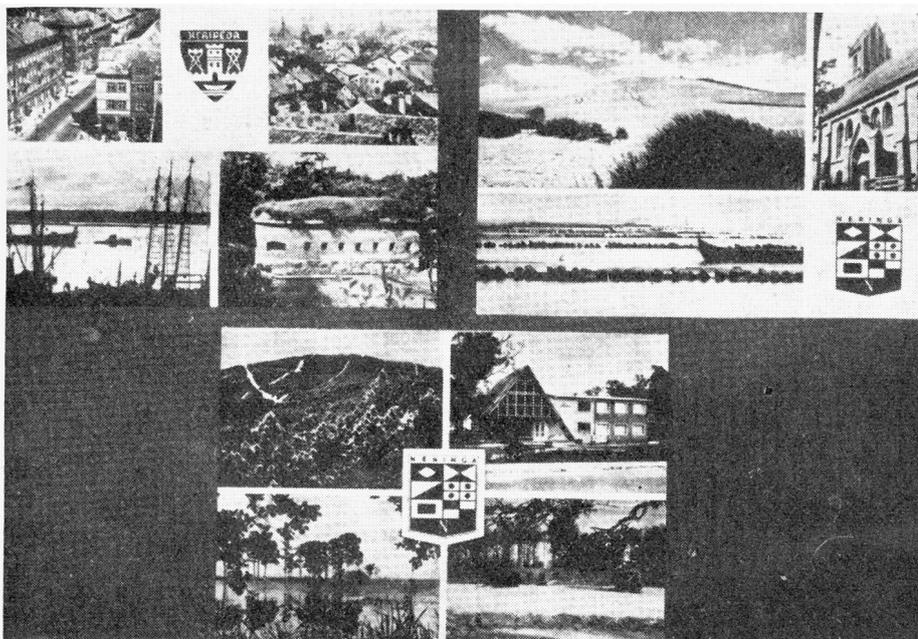
opr – Die Bundesversammlung des Bundes der Vertriebenen wählte am 14. März 1970 in Bonn Dr. Herbert Czaja MdB zum Präsidenten des Bundes der Vertriebenen. Sein Vorgänger, Reinhold Rehs, hatte nicht für Wiederwahl kandidiert. Czaja wurde 1914 in Teschen, im damaligen österreichischen Teil Schlesiens geboren. Bis zur Vertreibung wohnte er in Skotschau, Kreis Teschen, Oberschlesien, das nach dem ersten Weltkrieg an Polen fiel. Er ist seit 1946 Mitglied der CDU und Mitbegründer der Landsmannschaft der Oberschlesier und derzeit ihr Sprecher. Seit 1953 gehört er dem Bundestag an. Er ist Vorsitzender der Union der Vertriebenen und Flüchtlinge in der CDU Nordwürttembergs und Mitglied des Bundesvorstandes dieser Vereinigung. In der CDU/CSU-Bundestagsfraktion ist er Leiter der Arbeitsgruppe für Vertriebenen- und Flüchtlingsfragen.

Als Vizepräsidenten wurden wiedergewählt Dr. Franz Böhm, Staatssekretär a. D. Helmut Gossing, Dr. Hans-Edgar Jahn MdB und Rudolf Wollner. Zu Vizepräsidenten wurden ferner gewählt Dr. Herbert Hupka MdB und Friedrich Walter.

Mit den Heimkehrern solidarisch

opr – Dem Verband der Heimkehrer, der zur gleichen Stunde wie die Bundesversammlung des Bundes der Vertriebenen in der Bonner Beethovenhalle tagte, übermittelte die Versammlung des BdV Glückwünsche zum zwanzigjährigen Bestehen. Sie bekundete zugleich Solidarität mit den gemeinsamen Anliegen der Wahrung heimatlicher Verbundenheit und humaner Rechte.

Drei neue Postkarten aus der Heimat



Im vorigen Jahr sind in Sowjet-Litauen drei neue Postkarten in je 60 000 Exemplaren Auflage erschienen, die Motive aus dem Memelland bringen. Unser Bild zeigt die drei Ansichtskarten, von denen die erste Ansichten aus Memel und Umgebung zusammen mit dem Memeler Wappen bringt, während die zweite und dritte die Nehrung vorstellen und ein neuentworfenes Wappen der „Stadt“ Neringa mit den sechs Wimpelkennzeichen der Nehrungsdörfer zeigen. – Im einzelnen sehen wir links oben einen Blick in die Libauer Straße mit Sparkasse und Dampfboot-Haus, die Dächer des Stadtzentrums mit Hafenkranen im Hintergrund, den neuen Fischereihafen auf Schmelz mit der Nehrung im Hintergrund und eine Bastion des Wilhelmsforts in Süderspitze, die fälschlich als Schwedenburg bezeichnet wird. Rechts oben erkennen wir Wanderdünen bei Nidden, die in ein Museum verwandelte Niddener Kirche und den buhlenbewehrten Hauffstrand von Perwelk mit der noch undeutlich zu erkennenden Hauffleuchte. Unten finden wir dann befestigte Dünen bei Preil, das neue Erholungsheim „Nemunas“ in Perwelk, den Schwarzortler Bernsteinhafen und eine Gedenkstätte für die auf der Nehrung gefallenen russischen Soldaten.

Zum Tode Meyer-Sevenichs

Mit Bestürzung hat ein großer Freundeskreis vom Ableben von Frau Maria Meyer-Sevenich Kenntnis genommen. Die niedersächsische Politikerin und frühere Leiterin des Vertriebenenressorts in der Landesregierung erfreute sich insbesondere bei den Vertriebenen und Flüchtlingen großer Zuneigung und Achtung wegen ihres mutigen Eintretens für ihre Sache. Das kam erneut anlässlich ihres kürzlich erfolgten Übertritts aus der SPD in die CDU zum Ausdruck, den sie mit der Ablehnung des derzeitigen Kurses der Ostpolitik der SPD/FDP-Regierung begründet hatte.

Präsident Rehs hat den Angehörigen von Frau Meyer-Sevenich tief empfundenen Beileid ausgesprochen und festgestellt, daß die Vertriebenen mit ihrem Ableben einen großen Verlust zu beklagen hätten.

Dank an Seeleute

Anlässlich der 25jährigen Wiederkehr der größten Seerettungsaktion der Geschichte veranstaltet die Landsmannschaft Ostpreußen mit Unterstützung des deutschen Marine-Bundes am 24. Mai eine Gedenkkundgebung am Marine-Ehrenmal Laboe an der Kieler Außenförde. Zusammen mit ihren nach dem Krieg geborenen Kindern wollen die damals geretteten ostpreußischen Familien den Seeleuten der deutschen Kriegs- und Handelsmarine für diese einmalige humanitäre Leistung danken. Noch überlebende Offiziere und Besatzungsmitglieder der beteiligten Schiffe sind zu dieser Feier eingeladen.

Am Tag zuvor wird die ostpreußische Jugend auf See eine Gedenkstunde für die bei der Rettungsaktion umgekommenen Flüchtlinge und Seeleute abhalten.

Die Jubiläumsfeiern in Sowjet-Memel

Der 25. Jahrestag der „Befreiung Memels von den hitlerischen Räubern“ wurde mit verschiedenen Festveranstaltungen und Versammlungen begangen. In oft überschwinglichem Ton berichtete die „Tiesa“ in der Zeit vom 23. Januar bis zum 1. Februar von den Ereignissen. Bereits am 18. Januar trafen sich die Einwohner Memels mit den dort wohnhaften Teilnehmern der Kämpfe um Memel vor 25 Jahren. Es wurde über diese und die großen Anstrengungen beim Wiederaufbau der zerstörten Stadt berichtet. In Prökuls wurde am gleichen Tage die Gedenkfeier als Tanzvergnügen gestaltet (Nix Kultura!). Ganz Litauen feierte mit den Memelern. Von den Teilnehmern an den Kämpfen trafen aus den verschiedensten Gegenden Rußlands Briefe ein. Unter anderen meldete sich auch der Führer des Luftgeschwaders, das im Juni 1941 den ersten Luftangriff auf Memel unternommen hatte. Auf den Trümmern eines Bunkers bei Tauerlauken trafen sich die ehemaligen Eroberer des Bunkers. Bei wiederholten Angriffen seien sie immer wieder abgewiesen worden, bis die Verteidiger das Werk gesprengt und sich nach Memel zurückgezogen hätten. Einer erinnerte sich, daß sie sich damals gewundert hätten, warum die Geschütze dieser Stellung sie nicht am Dangeufer erfaßt hätten, vielmehr die Geschosse über sie hinweggeflogen seien. Erst später hätten sie begriffen, daß die Verteidiger mit ihren Geschützen auf die Chaussee Memel-Bajohren ein Sperrfeuer gelegt hätten.

Die Ausgabe der „Tiesa“ vom 28. Januar trägt die rote Balkenüberschrift „Heute sind es 25 Jahre, seit die Rote Armee die hitlerischen Räuber aus Memel vertrieben hat.“ In dem anschließenden Artikel wird die Geschichte Memels aus der bereits bekannten Sicht der neuen Machthaber geschildert, von dem Raub des Landes durch die „schändlichen Kreuzritter“ bis zum März 1939. Das sogenannte „unabhängige Litauen“ habe nicht die Freiheit Memel bewahren können.

Das ohnmächtige Ländchen sei zwischen den Großmächten hin- und hergerissen worden. Doch die Werktätigen hätten erkannt, daß nur mit dem Kommunismus der richtige Weg zur Befreiung eingeschlagen werden könne. Vereinigt von den Hügeln bei Wilna bis zur Bernsteinküste an der Ostsee, befinde sich Litauen in der sicheren Hut (!) der sowjetischen Völkerfamilie. Daran könne alles Geschrei der Revanchisten in Westdeutschland, denen sich manchmal die vor der Strafe durch das Volk entflohenen Litauer anschlossen, nichts ändern. Die Armee der UdSSR halte die Wacht!

In einer Übersicht über das Wachstum Memels wird ausgeführt, daß die Einwohnerzahl von 86 000 im Jahre 1955 auf 147 000 im Jahre 1969 gestiegen sei. Auf allen wirtschaftlichen und sozialen Gebieten zeige sich ein riesiges Anwachsen. So sei die allgemeine industrielle Produktion von 128,5 Millionen auf 587 Millionen Rubel gestiegen.

In einem Interview erzählte Generalmajor d. R. Urbšys, der Kommandeur einer der Memel erobernden Divisionen war, daß es 1939 ihm obgelegen habe, das litauische Militär aus dem Memelgebiet herauszuziehen und das Land den Deutschen zu übergeben. Und dann habe er am 28. Januar 1945 Memel wieder besetzen können.

In derselben Zeitungsnummer richtet auch die „rote“ Eva Simonaitis eine Grußbotschaft an ihre „befreite“ Heimatstadt Memel; natürlich in einem dichterisch überschwinglichen Ton. Arm und düster sei alles früher gewesen, und nun leuchte die neugeborene große Stadt.

Es wurde eine Festsitzung abgehalten, an der die zur Feier nach Memel gekommenen Minister und Militärs teilnahmen. Am Kriegerdenkmal bei Erlenhorst auf der Nehrung wurden Kränze niedergelegt. Dort war es 1945 den sowjetischen Truppen gelungen, über das unsichere Haffeis die Nehrung zu erreichen. Die Schüler der Schiffschule veranstalteten einen Fackelzug. al.

verschiedener Heringsarten auf Käufer warteten.

Seit einem Jahr gibt es nun auch eine sowjetlitauische Handelsflotte, die heute aus 19 Einheiten mit 68 000 BRT besteht. Es handelt sich um mittlere Frachter von je 3500 BRT. Ob hier ein weiterer Ausbau vorgesehen ist, steht noch nicht fest. Zweifel müssen angemeldet werden, wenn die Kommunisten behaupten, sie hätten den Hafen gegenüber 1936 vervierfacht. Das Zuschütten des Fischereihafens am Walgum und der Ausbau der Kaianlagen auf Schmelz, der nur der Fischereiflotte zugute kommt, können eine solche Ausdehnung schwerlich glaubhaft machen. Dadurch, daß die Dange heute für den Hafetrieb ausfällt – die Dangebrücken lassen sich nicht öffnen –, geht das, was am Walgum gewonnen wurde, für den Gesamthafenbetrieb verloren. So verschweigen auch die sonst so zahlenfreudigen sowjetischen Statistiken den Vergleich des Güterverkehrs über den Memeler Hafen von heute mit der Vorkriegszeit, als 1000 und mehr Schiffe jährlich den eisfreien Hafen anliefen.

Von großer Bedeutung für die sowjetische Flotte, auch die Kriegsflotte, dürften die Memeler Einrichtungen zur Schiffsreparatur sein. In einem dieser Unternehmen – es entsteht jetzt bereits das dritte dieser Art – sind etwa 10 000 Arbeiter beschäftigt, also sovielen, wie 1936 in der gesamten Memeler Industrie. Mit den Angehörigen dieser Arbeiter sind es 35 000 Personen, die von diesem einen Werk leben. Man fragt sich natürlich, wo diese vielen Menschen herkommen. Die meisten gaben die industriell unterentwickelten Kleinstädte und die Landwirtschaft ab. Die Schwierigkeiten, die die Sowjets heute den arbeitsfähigen Memelländern auf den Kolchosen mit einer Ausreise in die Bundesrepublik, die nach wie vor erstrebt wird, machen, beruhen zweifellos auf der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt. Während Litauer und Russen aus der schlecht bezahlten, schweren Landarbeit in die Betriebe der Stadt drängen, bleiben die Memelländer an die Kolchosen gebunden. Die Mechanisierung der Landarbeit macht es möglich, ständig weitere Arbeitskräfte an die Industrie abzugeben, ohne daß die landwirtschaftliche Produktion darunter leidet.

Die Funktionäre der Memeler Fabriken sind sich darüber im klaren, daß der Zustrom vom Lande nicht ständig anhalten wird. Sie werden die Arbeitskapazität ihrer eigenen Betriebe stärker als bisher ausschöpfen müssen. Auf den Baustellen, in den Werken stehen immer wieder Arbeiter untätig herum, unterhalten sich, rauchen, verträdeln die Zeit. Das liegt zum Teil an der schlechten Arbeitsmoral in staatlichen Unternehmen, zum Teil aber auch an der mangelhaften Planung, die ein Übel der zentralen Lenkung ist. Immer wieder hört man von den Arbeitern Reden wie: „Was soll ich mich anstrengen? Wenn ich mehr arbeite, bekomme ich doch keinen Rubel mehr bezahlt. Steigen die Normen an, so habe ich das auszubaden...“ Zum Teil aber ist die Bummellei unvermeidlich, weil die Arbeiter zur Stelle sind, jedoch nicht das Material oder die Pläne.

Die bessere Arbeitseinteilung steht und fällt mit besseren Ingenieuren. Die erwähnte Schiffsreparaturwerk besitzt bereits 2000 von ihnen, also ist jeder fünfte ein Ingenieur. Hier wird zweifellos ein Beruf durch schlechte Ausbildung entwertet. Schlechte Ausbildung haben auch die Seeleute in der Fischerei und in der Handelsschiffahrt. Die eine Seefahrtsschule reicht nicht aus. Viele werden in Abendkursen notdürftig ausgebildet und auf die Schiffe geschickt, ohne den dortigen Anforderungen gewachsen zu

Memel in den siebziger Jahren

25 Jahre Sowjet-Memel – für uns Memelländer fern der Heimat ein trauriges Jubiläum, für die heutigen Bewohner der Stadt ein Anlaß zum Rück- und Ausblick. Wenn man bedenkt, wie rasch deutsche Städte nach 1945 aus dem Bombenschutt wiedererstand, Hamburg, Hannover, München, Würzburg, Städte, die zum Teil zu 75 % zerstört worden waren, wundert man sich nicht, daß sich inzwischen auch in Memel die Ruinen in Neubauten verwandelt haben.

Erstaunlich ist, daß die Einwohnerzahl der Stadt von 40 000 bei Kriegsausbruch auf 145 000 im Jahre 1970 gewachsen ist. In den nächsten fünf Jahren soll die 200 000er-Grenze in etwa erreicht werden. Das sind imponierende Zahlen, die sich zunächst nur langsam im Stadtbild niederschlagen. Der Wohnraum, der dem Sowjetbürger zugebilligt wird, hält noch immer keinen Vergleich mit westlichen Maßstäben aus. Die Norm liegt bei neun Quadratmetern je Person, doch wird diese Norm nur selten erreicht. Eine Familie mit fünf Personen dürfte theoretisch eine Wohnfläche von 45 qm beanspruchen, also Küche und zwei Zimmer; sie wird zumeist noch auf 30 qm zusammengepfercht. Der Einwohner der Bundesrepublik hat oft genug diese 30 qm für sich allein. So kommt es, daß in einer Stadt mit einer Wohnfläche für 50 000 Einwohner fast dreimal soviel Menschen wohnen müssen.

Memel ist heute die am schnellsten wachsende Stadt Sowjet-Litauens. Der rasche Zuwachs geht auf das Konto der Fischerei, der Handelsschiffahrt und der Industrie, insbesondere des Schiffbaus. Da sich diese Wirtschaftszweige in einem ständigen Ausbau befinden, sind die 200 000 Einwohner im Jahre 1975 keine Utopie. Die Fischfangflotte wird weiter ausgebaut. Die von Memel aus operierenden Fischdampfer bringen jährlich mehr als drei Millionen Zentner Fische an Land. Auf einem anderen Blatt steht natürlich, daß die meisten Fische exportiert werden – als Konserven in andere Ostblockländer und natürlich für den „großen Bruder“ in Moskau. So kommt es, daß bei diesen astronomischen Fangzahlen des kleinen Litauen selten in einem Laden ein simpler Hering zu erhalten ist, während in den vielgeschmähten bürgerlichen Zeiten in jeder dörflichen Hökerei mehrere Fässer

sein. Eine zweite Navigationsschule ist geplant, ebenfalls eine neue Schule für Bauingenieurwesen, die bereits im Entstehen ist.

Daß bei einer solchen hektischen Bautätigkeit auf dem Industrie- und Schulsektor die Rücksicht auf die Schönheit des Stadtbildes zu kurz kommt, ist erklärlich. Kürzlich hat man zum Andenken an den 100. Geburtstag Lenins in der Stadt ein Eichenwäldchen mit 100 jungen Bäumen gepflanzt. Aber was will das schon besagen. Die alten Memeler Stadtviertel südlich der Marktstraße und östlich der Holzstraße hat man in 25 Jahren hoffnungslos verkommen lassen. Zwar wohnen hier noch überall Menschen dicht gedrängt, doch hat es weder Geld noch Material gegeben, um das über den Krieg gerettete Stadtbild zu erhalten. So beginnt man sich heute dieser Stadtviertel zu schämen. Besonders peinlich ist das Bild in der Hafengegend. Von der Rosenstraße bis zur Tischlerstraße bieten die Nebenstraßen der Holzstraße ein Bild des Verfalls. Hier aber gewinnen Seeleute aller möglichen Nationen ihren ersten und oft einzigen Eindruck von Sowjet-Memel. Angeblich nicht ihrer wegen, sondern wegen der bedauernswerten Memeler, die in diesen Altbauten wohnen müssen, will man hier in den nächsten Jahren reinen Tisch machen, also alles Alte abreißen und neue Wohnblocks hinstellen. Die Gefahr besteht allerdings, daß die Neubauviertel genau so trost- und einfalllos werden wie die bisherigen Wohnkasernen in Schlichtbauweise, die die Kommunisten in Memel errichtet haben. Memel hat nämlich weniger Architekten als z. B. Schaulen oder Ponewitsch. Das ist zunächst unbegreiflich, hat aber seinen Grund in der Tatsache, daß alle fortschrittlichen und guten Architekten in Wilna arbeiten, wo man ihnen großzügige Arbeitsmöglichkeiten bietet und wo auch für westliche Ansprüche Ansehnliches entstanden ist und noch entsteht. Memel dagegen ist kulturell eine tote Stadt und übt auf die Intelligenz keine Anziehungskraft aus.

Heute rächt es sich, daß man beim Wiederaufbau der Stadt einseitig Schifffahrt und Industrie förderte und für Kunst und Kultur keinen Platz ließ. Die zahlreichen Schulen und Fachschulen vermitteln zwar in gedrängter Form technisches Wissen, doch geht diese Heranzüchtung von Spezialisten auf die Kosten der Allgemeinbildung. Das Ergebnis ist der Fachidiot, der seine Arbeit halbwegs versteht und seine Freizeit vor dem Fernseher totschlägt. Neben dem Kino gibt es hin und wieder ein Gastkonzert, zumeist nur von zweitklassigen Unterhaltungsorchestern, kaum jemals ein klassisches Programm. Das schöne Memeler Stadttheater wird zweckentfremdet durch Parteiveranstaltungen, und es ist schon viel, wenn sich dort ein Liebhaberensemble aus den Memeler Betrieben produziert. Die Memeler von heute beklagen, daß sie Theaterereignisse nur am Fernsehschirm statt auf der Bühne verfolgen können, daß sie bildende Kunst nur aus Zeitschriften, aber nie aus Ausstellungen kennen. Die schöne katholische Kirche, die die Memeler Katholiken nach dem Kriege in eigener Initiative bauten und die dann nach Fertigstellung – angeblich wegen Beschaffung von Baustoffen aus unerlaubten Quellen – kurzerhand enteignet und zur Philharmonie ernannt wurde, hat bisher wenige Konzerte gesehen. So ist die Stadt, die mit 40.000 Einwohnern ein hervorragendes Schauspiel- und Opernensemble hatte, die ein Ballett, ein Collegium musicum, einen Goetheverein, Kunstausstellungen, Kirchenkonzerte und einen Oratorienverein besaß, mit 140.000 Einwohnern zur kulturellen Wüste geworden.

Plötzlich besinnt man sich in Memel auf humanistische Bildung und plant die Errichtung eines allgemeinbildenden Gymnasiums für die nächsten Jahre. Man hofft, damit

eine Intelligenzschicht heranzuziehen, die einst ein neues Memeler Kulturleben schaffen kann. Daß Kultur etwas ist, was in Jahrhunderten wächst, was nicht nur von einer Intelligenzschicht mit Oberschulbildung getragen wird, sondern was auf dem Kulturwillen breiter Schichten aufbauen muß, wissen die Memeler Funktionäre in ihrem Unbehagen natürlich nicht. Das Memeler Kulturleben der zwanziger und dreißiger Jahre war so lebhaft, weil es nicht von der bei uns immer sehr dünnen Oberschicht, sondern von der Masse der Bevölkerung getragen wurde. Die großen Gesangsvereine, das Theater mit täglichen Vorstellungen in der Stadt und vielen auf dem Lande, das große Angebot an deutschen und internationalen Filmen, die vielen Konzerte mit namhaften Solisten, die Dichterlesungen – all das basierte auf dem regen Interesse auch der Bürger- und Arbeiterkreise an kulturellen Werten.

Vor 25 Jahren

Ein Backofen in Memel

Genau 25 Jahre ist es her, daß für das deutsche Volk „der Weg nach Golgatha begann“. Im Juli 1944 wurden aus Tilsit Handwerker, französische Gefangene und Hiwis, die bei den Bombenschäden beschäftigt waren, abgezogen und auf der Memel in Fahrzeuge verladen und bis nach Litauen transportiert.

Gegenüber Georgenburg wurden wir ausgeladen, und abging, dem Feinde entgegen, um Schützengräben und Panzergräben zu bauen. Wir waren nicht die einzigen, die dort eingesetzt wurden. Es wimmelte von Menschen, sogar ganze Frauenbataillone (Strafgefangene) wurden eingesetzt. Nach einigen Tagen wurden wir, die Bauhandwerker und die Franzosen, wieder herausgezogen und in die Gegend von Schirwindt gebracht. Dort mußten wir große Zementtonnen bauen: Zwei-Mann-Bunker für Panzerabwehr. Wir hatten ungefähr 60 Stück fertig, da hörten wir einen Flieger brummen. Er flog ganz niedrig, den Scheschuppenfluß entlang. Wir dachten erst, es sei ein deutscher, aber da ballerte er schon los.

„Deckung!“ schrie ich, und im Nu waren alle in den fertigen Rohren verschwunden. Ich aber mußte noch einmal hinausschauen, und da sah ich, wie der Russe nach links abbog, und aus der 2-cm-Bordkanone schoß das Mündungsfeuer. Ich konnte sogar das schwarze Loch mitten in der Stichflamme sehen, aber da warf ich mich auf die Erde, und das Geschloß schlug in die Hinterwand ein.

Von da ab hatten wir keine Ruhe mehr, und wir mußten diesen Arbeitsplatz aufgeben und wurden in den Raum Breitenstein-Insterburg verlagert. Die 30 Zentner schweren Rohre wurden mittels Spezialfahrzeugen (Tiefklader) herangeschafft, in Breitenstein abgeladen, um dann einzeln auf Plattenwagen auf die Höhen rechts der Inster transportiert zu werden. Es war eine mühevollste Arbeit, und die Hälfte der Rohre ging dabei entzwei. Durch ihre kolossale Eigenlast brachen sie in sich zusammen. Als fünf Stück eingebaut waren, kam eine große Inspektion hoher Offiziere und Parteifunktionäre und begutachtete die fertige Arbeit. Ich als Führer des Bautrupps mußte überall mit hin, und so führte ich den General mit seinem ganzen Stab an die Stelle, wo un-

So geht Memel in die siebziger Jahre – als eine Stadt ohne Gesicht, lieblos aufgebaut für 150.000 Menschen, die interesse- und kulturlos ihre Arbeits- und Freizeit verbringen, eine aus allen Teilen Litauens und Rußlands zusammengewürfelte graue Masse von Normsklaven, die sich mit Dickfelligkeit gegen eine zu rigorose Ausbeutung ihrer Arbeitskraft zur Wehr setzen. Die unvergleichliche Atmosphäre, die Memel als Vorposten deutscher Kultur besaß, ist mit den Memelländern verschwunden. Was noch an baulicher Substanz aus deutscher Zeit geblieben ist, ließ man verkommen und überdeckt es heute durch sowjetische Einheitsbauten, die für Termiten, aber nicht für Menschen gedacht sind. **al.**

*

Die Memeler Jugendsportschule hat ein 250 qm großes Hallenschwimmbecken erhalten, in dem nun 400 Schüler trainiert werden sollen.

geladen wurde und wo ein großer Haufen zerbrochener Bunker lag. Auf die Frage, wie das gekommen sei, antwortete ich: „Erstens durch zu große Eigenlast, zweitens fachmännische Unkenntnis. Es ist unverantwortlich, diese schweren Brocken, noch frisch gegossen, von weit her zu transportieren; das Umladen muß ohne Hebekran erfolgen.“

Ein Offizier fragte: „Sind Sie Fachmann?“ „Ja!“ sagte ich.

„Wie würden Sie es machen?“ lautete die nächste Frage.

„Warum baut man die Bunker nicht an Ort und Stelle ein? Kies und Zement sind viel leichter zu transportieren.“

Zwei Tage später kam der Befehl: „Die Bunker sind an Ort und Stelle einzustampfen.“

Inzwischen zogen schon die ersten Trecks durch Ostpreußen, in der Hauptsache Litauer und Memelländer. Auch die grenznahen Orte wurden schon geräumt. Der Leidensweg des deutschen Volkes begann.

Die daheimgebliebenen Bauern wurden zum Bau der Ostbefestigung herangezogen und meinem Bauabschnitt zugeteilt. Es wurde fieberhaft gearbeitet, denn man sah schon hier und da das Fanal des Krieges auflodern. Das Verderben kam immer näher.

Als wir die Hälfte der Strecke bis nach Insterburg erreicht hatten, wurde eines Tages der Bau der Bunker abgeblasen. Die ganze Mannschaft wurde dem Volkssturm zugeteilt.

Zum Volkssturm? Nein, zum Volkssturm gehe ich nicht, denn den letzten beißen die Hunde! Und so wanderte ich zu Fuß von Breitenstein nach Insterburg und dann weiter bis nach Wirtgallen. Dort suchte ich meinen Schwager auf, und dort fand ich meine Frau wieder. Am andern Tag half ich meinem Schwager noch die Rüben ausnehmen, aber am Abend spät hörten wir plötzlich ein Rumoren und Getöse. Wir rannten alle ins Freie. Mir war sofort klar, daß es russische Panzer waren. Und da konnten wir den Feuerzauber deutlich sehen. Der Russe überrollte Goldap.

Da erst sprach mein Schwager das Wort „Flucht“ aus. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, seinen schönen Hof zu verlassen. In der Nacht überlegten meine Frau und ich, wie wir am schnellsten wegkommen könnten, denn auf eine Hilfe von Seiten unseres Schwagers brauchten wir nicht zu hoffen.

Und so gingen wir am andern Morgen hinunter bis zur Landstraße Insterburg-Königsberg. Dort fanden wir gleich einen großen Laster, der uns nach Königsberg mitnahm. Mein Schwager flüchtete nicht und kam elendig um. Seine hübsche Tochter wurde von den Russen vergewaltigt. Vater und Mutter sprangen dazwischen und wurden von den Russen brutal über den Haufen geschossen. Die Tochter und der kleine Bruder konnten später entkommen und leben heute im Westen.

In Königsberg stand ein Zug nach Westen bereit. Hätten wir den benutzt, wäre uns viel Leid erspart geblieben. Aber in Seerappen wohnte eine Tochter, und eine Mutter läßt ihr Kind nicht im Stich. In Seerappen wurden aber alle männlichen Personen erfaßt und wieder einer Arbeit zugeführt. Ich wurde polizeilich nach Methgeten gebracht und dort dem U.W.D. zugeführt (Werkdienst der Ukrainer). „Ja, solche Männer können wir gebrauchen“ sagte man mir. Ich bekam eine Uniform mit fünf Sternen verpaßt, was sie bedeuteten und was ich vorstellen sollte, wußte ich nicht. Am andern Morgen wurde ich mit einem Trupp Ukrainer und Hiwis nach Königsberg geschickt. Zu melden hatte ich mich bei der Bauleitung Quednau, Cranzler Chaussee. Dort sollten 2000 Notunterkünfte gebaut werden. Ich brauchte mich nicht schmutzig zu machen. Ich hatte die Aufsicht einiger Bautrupps, konnte mir aber keinen Vers darauf machen, was es werden sollte. Die Wände, Dachdecken, Fußböden, sogar die Fensterrahmen waren aus Zement. Nur Fensterscheiben waren aus Glas und die Türen aus Holz. Ich bat den Bauleiter, eine Serie fertigstellen und dann von den Ausländern beziehen zu lassen.

„Warum?“ fragte er. „Ich möchte gern feststellen, ob es überhaupt möglich ist, daß da Menschen drin wohnen können!“

Da sagte der Bauleiter ganz offen: „Herr Hahn! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein Baufachmann bin, ich bin Kaufmann, ich verlasse mich ganz auf Sie, und ich mache Sie hiermit zum Bauführer!“ Ich sollte recht behalten. Sechs Häuschen wurden fertiggestellt und mit Familien belegt. Ich kontrollierte täglich ein paarmal, und am dritten Tage rann das Wasser von den Wänden herunter und bildete auf dem Fußboden große Pfützen. Trotzdem wurde weitergearbeitet. Ich selbst hatte ja keine Veranlassung, mir den Kopf zu zerbrechen. Ich hatte eine gute Verpflegung, auch ein schönes und warmes Quartier. Man hatte mich in Quednau bei Obergeringieur Hein einquartiert, also bei feinen und lieben Leuten.

Eines Tages wurde ich zur Bauleitung bestellt. Wie staunte ich, als der Bauleiter sagte: „Sie sind von der Rüstungsinspektion angefordert und sind sofort in Marsch zu setzen nach Rosenau. Sie haben sich zu melden im Direktionsgebäude Odinwerk.“

Es war mir rätselhaft, was ich da sollte. Zur Vorsicht ging ich erst in mein Quartier, um Frau Hein zu sagen, daß ich abkommandiert sei, und ich wußte nicht, wann ich zurückkäme.

Königsberg hatte noch immer mit den Trümmern zu kämpfen. Es dauerte lange, bis man nach Rosenau kam. Ich wurde sofort in das Direktionszimmer geführt und staunte nicht wenig, Herrn Hein vorzufinden. Mir ging ein Licht auf! Herr Hein hatte also bei der Rüstungsinspektion meine Verletzung erwirkt. Aber zu welchem Zweck?

Das Odinwerk war eine reine Metallindustrie, in der Hauptsache Eisenbahn-Lokomotiven und -Waggons. Nach der Vorstellung wurde ich herumgeführt. Ich sah verschiedentlich Munition und Panzerfäuste liegen. Sollte ich womöglich zur Munitionsherstellung verwandt werden? In der Gießerei

wurden gerade die Formen für die Eisenbahnräder modelliert.

Dann führte man mich in eine kleine Halle.

„Hier ist Ihr Reich“, wurde mir gesagt. „Wir bauen nämlich auch Dampfbacköfen. Augenblicklich liegt der Betrieb verwaist. Ihr Vorgänger sitzt im Gefängnis.“

Verständnislos starrte ich die Herren an: „Wie soll ich das verstehen? Ich habe ja keine blasse Ahnung vom Dampfbackofenbau.“

„Sie kommen drei Wochen in das Konstruktionsbüro!“

Im Direktionszimmer wurde dann der Vertrag abgeschlossen. Er fiel wider alles Erwarten sehr gut aus.

Bei Vorlegung der Papiere stutzte der Direktor. „Was! Sie sind von Wischwill? Ich bin auch von Wischwill! Mein Vater war Förster in Försterei Wolfsgrund. Regeler ist mein Name. Vielleicht haben Sie meinen Vater noch gekannt?“

Ja, ich hatte ihn noch gekannt, und so war der Kontakt sofort hergestellt. Ich fand eine wundervolle Aufnahme und wurde von der Werkskantine verpflegt. Nach dreiwöchiger Ausbildung wurde ich auf die Kundschaft losgelassen. Es waren durch die Bombenangriffe sehr viele Bäckereien ausgefallen, somit die betriebsfähigen Bäckereien über-

Wir bitten um Beachtung!

Wegen der Osterfeiertage
mußten wir die Herausgabe
des MD Nr. 6 auf den 24. März
verlegen. Auch die Ausgabe
Nr. 7 erscheint erst
am 8. April.

Verlag des „Memeler Dampfboots“

lastet. Das Ergebnis: Reparaturen am laufenden Band. Es wurden nur Odin-Öfen angenommen, weil ich für diese Öfen ausgebildet war. Die dritte Arbeit war sehr schwierig. Die Feuerung war total durchgebrannt. Um keinen Backausfall zu haben, mußte von Sonnabendmittag die Nacht hindurch, den ganzen Sonntag und die nächste Nacht durch bis Montagmittag gearbeitet werden. Das waren 48 Stunden ohne Unterbrechung. Ich schlief einen Tag und eine Nacht, und anschließend bekam ich Weihnachtsurlaub. Reich bepackt mit Brot, Kuchen und Mehl fuhr ich nach Seerappen. Frau und Tochter weinten vor Freude. Ein schöneres Geschenk konnte der Weihnachtsmann nicht machen. Die Bäcker gaben gern, weil ich ihnen geholfen hatte. Doch diese schöne Weihnachtsfreude wurde jäh unterbrochen.

Ein Telegramm rief mich sofort zurück: „In Königsberg bei Seedampfer sowieso, der im Hafen liegt, melden.“

Aber ich fand im Hafen weder einen Dampfboot noch sonst einen Hinweis. Ich lief eine Stunde herum, da kam ein militärisches Fahrzeug direkt auf mich zu, hielt an, und ein Unteroffizier stieg aus.

„Sind Sie Herr Hahn?“

„Ja!“

„Bitte, steigen Sie ein!“

Unterwegs sagte er noch: „Wir fahren jetzt zum Odin-Werk Ihren Montagekasten holen.“

Es war inzwischen Zweifelfeiertag früh geworden. Am Odin-Werk nahm uns der

Schließer in Empfang und händigte uns den Montagekasten aus. Der Wagen nahm die Richtung nach Quednau. Ich bat den Fahrer, an meinem Quartier vorbeizufahren, um einige Sachen mitzunehmen.

„Und nun sagen Sie mir endlich, wo die Reise hingehet? Das sieht ja direkt nach Entführung aus!“

„Heute abend werden Sie wissen, wo wir landen!“

Aber ich wußte es schon früher. Der Wagen bog auf die Cranzler Chaussee, an meiner früheren Baustelle vorbei, Richtung Cranz. In Cranz Frühstück, in Schwarzort Mittag, und gegen Abend waren wir in Sandkrug und warteten auf die Fähre.

Als wir von der Fähre fuhren, sagte der Fahrer: „So, nun sind wir in Memel, falls sie es nicht wissen sollten. Ein Zurück gibt es nicht mehr, oder wir gehen alle baden.“ Das war mein Weihnachtsurlaub 1944.

Memel war Brückenkopf, somit Kampfbereich. Es befand sich kein Zivilist mehr in Memel. Am anderen Morgen wurde ich dem Oberzahlmeister vorgeführt. Dort wurde mir erklärt, warum ich nach Memel geholt worden war. Der Oberzahlmeister und noch zwei Mann begleiteten mich auf der Suche nach einem passenden Backofen, aber die meisten Öfen waren zu klein oder zu beschädigt. Schließlich fanden wir einen großen Werner & Pfeleiderer-Doppelauszugs-Ofen, der täglich 4200 Brote schaffte. Aber der Ofen stand in einem großen Trümmerhaufen. Die Häuser ringsum waren alle zerstört.

„Den nehmen wir. Sofort ist mit dem Abbruch zu beginnen!“

Unter Artilleriefeuer und Fliegerbomben wurde gearbeitet, und nachts brachte ich dann die festgestellten Maße auf eine Zeichnung. Manchen Tag, auch manche Nacht mußten wir türmen. Das abgebrochene Material wurde sofort zum Bestimmungs-ort gebracht. Es war eine neue Schule links hinter dem Bahnhofsgelände. Mir standen genügend Mannschaften zur Verfügung, und wir bekamen eine gute Verpflegung.

Am 25. Januar war der Ofen soweit fertig. Nur der Fuchs mußte an den Kamin angeschlossen werden.

Am Nachmittag kam der Befehl: „Die Arbeit ist sofort einzustellen!“ und ich hatte mich beim Oberzahlmeister zu melden. Und wieder nahm ich Abschied von einer sinnlos durchgeführten Arbeit.

Ich fand den Oberzahlmeister mit einer Flasche Schnaps auf dem Tisch. Er reichte mir die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für die schnelle Arbeit. Leider war sie umsonst, Memel wird geräumt.“ Dabei rollten ihm die Tränen aus den Augen.

Wir tranken die ganze Flasche leer. Prost! Prost! Weiter wurde kein Wort mehr gesprochen. Der Oberzahlmeister händigte mir noch ein Geschenk aus: eine Flasche Schnaps, eine große Blutwurst, ein Kommisbrot und 100 Zigaretten. „Melden Sie sich in Schmelz bei der Bäckereikolonie. Dieses hier ist Ihre Marschverpflegung.“ Und so war ich entlassen. Ich requirierte mir einen Rodelschlitten und packte den Montagekasten und die Marschverpflegung darauf. Die Arbeitskleidung blieb liegen.

Und so traten wir den Weg nach Golgatha an. Bei 30 Grad Frost zu Fuß über die Nehrung bis nach Königsberg. Von da nach Seerappen, immer weiter bis Pillau. Es gab kein Zurückschauen mehr. Immer nur weiter, in das unendliche Nichts. Der Weg ging über Gotenhafen, Danzig, Dirschau, Stettin bis nach Pelitz. Hier Abbau des Leunawerkes, dann ab nach Rußland in eine hoffnungslose Gefangenschaft. Keine Verbindung mit der Heimat, kein Brief von Frau und Kind, den Tod täglich vor Augen.

Es war ein schwerer Weg, der Weg nach Golgatha!

Leo Hahn

Osterglaube -

Phantasterei oder Wahrheit?

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ich feststelle: Mit dem Glauben an die Auferstehung steht und fällt die christliche Kirche. Die Predigt von der Auferstehung ist geradezu das Zentrum der Verkündigung der christlichen Kirche. Schließlich hat sie ja auch mit Ostern und nicht etwa schon mit Weihnachten begonnen. Allerdings wurde die erste öffentliche Osterpredigt erst zu Pfingsten gehalten, als die Jünger Jesu, die infolge der Ereignisse des Karfreitags verschüchtert auseinandergelaufen waren, nun plötzlich mutig und zuversichtsvoll, überzeugt und ohne Furcht, dem Hohn und der Gewalt trotzend, in Jerusalem auftraten und ihren Mitmenschen verkündigten: „Jesus von Nazareth, den ihr getötet habt, den hat Gott auferweckt. Gott hat diesen Jesus zum Herrn und Christus gemacht.“ (Apg. 2, 22, 24, 36).

Eigentlich ist solch eine Aussage eine „unglaubliche“ Geschichte: Ein Toter, dessen öffentliche Hinrichtung – zwar nicht Millionen am Fernsehschirm miterlebt – aber immerhin Hunderte beobachtet hatten, sollte leben?!

Ohne Zweifel, so etwas können entweder nur total Verrückte behaupten, oder es steckt in der Tat etwas Wahres dahinter.

Und da es nicht nur unser gutes Recht, sondern sogar unsere Pflicht ist, nach der Berechtigung jeder Aussage zu forschen, so tun wir es auch in diesem Fall und fragen: Gibt es eigentlich **Beweise** für die Richtigkeit der Predigt von der Auferstehung Jesu von den Toten, oder gibt es zumindest glaubwürdige **Anhaltspunkte** für die Glaubwürdigkeit?

Was die Beweise betrifft, so gilt hier in gewisser Hinsicht dasselbe, was bezüglich der Beweisbarkeit Gottes zu sagen ist: So wenig man Gott beweisen – aber auch sein Nichtvorhandensein beweisen – kann, genauso wenig kann die Auferstehung Jesu „bewiesen“ werden. Der Hinweis auf das „leere Grab“ ist kein Beweis, eher verdächtig.

Was aber die Anhaltspunkte für die Richtigkeit der Auferstehungsberichte betrifft, wie sie uns in den vier Evangelien überliefert sind, so ist zu bemerken, daß diese wegen des zeitlichen Abstandes ihrer Niederschrift von den Ereignissen, über die sie „berichten“, hinsichtlich der Genauigkeit und Übereinstimmung recht unzuverlässig sind. Denn schließlich sind ja die Evangelien erst etwa 40 bis 70 Jahre nach dem Osterereignis geschrieben worden.

Kein Wunder also, wenn die Oster-„Berichte“ keine Übereinstimmung aufweisen. Hier einige Beispiele: Die Zahl und die Namen der Frauen, die als Erste das leere Grab entdeckten, werden sehr verschieden überliefert: Bei Matthäus sind es zwei, bei Markus und Lukas drei und bei Johannes ist es nur eine Frau. Und was die Namen der Frauen betrifft, so wird Maria Magdalena bei allen vier Evangelisten genannt. Aber die zweite Maria heißt bei Matthäus „die andere“, bei Markus und Lukas aber „des Jakobus Mutter“. Und die dritte Frau heißt bei Markus Salome, bei Lukas aber Johanna.

Ferner ist verwirrend, wenn bei Matthäus von einem „Engel“ die Rede ist, der vor der Grabstätte auf einem Stein sitzt, wäh-

rend nach Markus ein „Jüngling“, nach der lukanischen Darstellung aber „zwei Männer“ in der Grabkammer die Frauen über die Vorgänge informieren.

Auch ist bemerkenswert, daß nach Matthäus und Markus die Frauen den Auftrag an die Jünger erhalten, daß diese – die Jünger – nach Galiläa gehen sollen, wo ihnen der Auferstandene „erscheinen“ werde, während nach Lukas kein Auftrag an die Frauen erteilt worden ist. Wohl aber hielt Lukas es für wichtig festzuhalten, daß die Jünger Jesu die von den Frauen überbrachte Nachricht von der Auferstehung Jesu ähnlich kommentierten, wie sie viele Menschen bis heute immer wieder kommentieren: „Und es erschienen ihnen diese Worte, als wären's Märchen, und glaubten ihnen nicht.“

Steht aber nach solchen Feststellungen nun nicht unser Glaube an die Auferstehung Jesu von den Toten und damit der Auferstehungsglaube schlechthin auf recht schwachen Füßen?

Wenn wir die Osterberichte als historisch einwandfreie Dokumentation nehmen wollen, dann müssen wir allerdings zugeben:

Wenn der Osterwind weht . . .

VON RUDOLF NAUJOK †

Die kleine Stadt hatte Jürgen Keller, den mit dem letzten Transport aus Rußland Heimgekehrten, mit einem Fackelzug geehrt, und die Feiern in der Familie und im großen Bekanntenkreis waren nicht abgerissen. Fast war es zuviel des Guten, und die ungeheueren neuen Eindrücke, die auf ihn einstürmten, wollten innerlich verarbeitet sein.

Er fand in letzter Zeit mehr Freude an einsamen Wegen und suchte die Landschaft wieder auf, die Wege vor den Toren, die Wälder, die stillen Landwege.

Der kleine Kirchhof winkt mit seinen alten Bäumen. Es ist Ostersonnabend, das schmiedeeiserne Tor ist weit aufgetan. Er geht an den Kreuzen entlang, buchstabiert, erinnert sich an diesen und jenen Toten, dann steht er eine Weile vor den Gräbern seiner Vorfahren. Ein Hauch von Auferstehen weht im Osterwind.

Der alte Holzturm der Kirche ächzt, und die Risse im Gebälk stöhnen. Durch die Luken jagt der Wind, als wollte er oben an den Glocken ziehen.

Jürgen lauscht empor. Es ist ihm, als ob im Innern der Kirche ganz leise Musik ginge, aber die macht wohl der Wind. Es ist, als ob die vielen Medaillen und Orden, die man den Gefallenen von der tapferen Brust nahm und die jetzt mit verstaubten Schleifen an den Wänden der Kirche hängen, mit zu tönen begännen.

Auf dem Gräberfeld sieht er plötzlich eine Frau, die damit beschäftigt ist, die

Das sind sie nicht. Aber das wollen sie auch nicht sein, sondern sie sind schon so etwas wie Predigten oder Zeugnisse eines längst vorhandenen Auferstehungsglaubens.

Denn das, worum es mit der Verkündigung von der Auferstehung Jesu eigentlich geht, das wird m. E. deutlich in dem von Matthias und Markus überlieferten Auftrag, den die Frauen zur Weitergabe an die Jünger erhalten: „ER geht euch voran nach Galiläa. Dort werdet ihr IHN sehen.“

Damit kann jedoch nur dieses gemeint sein: Der Auferstandene ist nicht in der Vergangenheit zu suchen, sondern immer nur in der Zukunft. Und wenn die Jünger nach Galiläa gewiesen werden, dann bedeutet das für sie, daß sie Jesus von Nazareth, der als der Christus Gottes ewig lebt, weder auf dem Friedhof noch im Tempel, also in den Gottesdiensten, finden, sondern nur und ausschließlich in der Alltagswelt. Denn für die Jünger Jesu ist ja Galiläa ihre Alltagswelt. Und in die hinein werden sie als die Jünger Jesu gewiesen – zurückverwiesen.

Und wenn sie dort in ihrer Umwelt, in den Familien und am Arbeitsplatz, auf der Straße und in ihrer Freizeit im Geiste ihres HERRN und Meisters leben und handeln, dann ist Jesus als ihr HERR erneut unter ihnen und somit „auferstanden“.

Diese Pointe der Auferstehungsberichte sollten wir nicht aus den Augen verlieren, wenn wir in diesen Tagen erneut die Botschaft hören: „Jesus von Nazareth, den ihr gekreuzigt habt, den hat Gott auferweckt. Gott hat diesen Jesus zum Herrn und Christus gemacht.“

Pfarrer Gerhard Buntins
5159 Buir

Gräber zu den Feiertagen herzurichten. Sie hat ein Tuch auf dem Kopf, wie man es bei der Arbeit trägt, und ihr Rock flattert im Wind. Sie ist etwa um die Dreißiger, eine hübsche, ansehnliche Frau; einige blonde Locken quellen unter dem Tuch hervor, und wie sie sich wendet, erkennt er sie plötzlich und tritt erschreckt hinter einen alten Baum.

Es ist Irene, ein Mädchen, das er vor seiner Einberufung geliebt hat. Sie war damals noch sehr jung, und er hatte zum ersten Mal sein Herz verloren und geglaubt, es nicht überstehen zu können. Die Schuld lag an ihm. Seine reiche Bauernverwandtschaft konnte sich mit dem armen Mädchen nicht abfinden, und er war noch zu jung und unerfahren gewesen, den Vorurteilen der Seinen entschiedener entgegenzutreten.

Er steht ein wenig verwirrt hinter dem Baum. Nichts hat er bisher von ihr gehört, und sie hat auch keine Blumen geschickt zu seiner Heimkehr, und die Verwandten hatten getan, als ob sie tot sei. Niemals war ihr Name gefallen.

Er spürt, wie alte Wunden aufreißen und zu bluten beginnen. Seltsam, wenn das Herz blutet. Er ist reifer geworden und sieht seine Schuld, die in einem Mangel an Tapferkeit bestand und den materiellen Dingen zu viel Raum gewährte. Er hat in Rußland gelernt, mit wie wenig man leben kann.

Seine Augen haben sich gewöhnt, Scheinwerte von echten zu unterscheiden. Was

kann es Besseres im Lebenskampf geben, als eine wohlgestaltete, gesunde Frau, die arbeiten kann und arbeiten will, deren Kinder nach menschlicher Voraussicht wieder gesund und kräftig sein werden, um das Leben anzufassen, ohne zu zögern.

„Ich muß ihr wenigstens sagen, daß ich ein Esel war und daß es mir jetzt leid tut“, denkt er und tritt aus dem Baumschatten hervor.

Sie sagt nichts und sieht ihn fast gleichgültig an. Wie unvorstellbar, sich nach zehn Jahren des Schweigens gegenüberzustehen. Aber sie ist es doch. Er reicht ihr die Hand, und sie nimmt sie zögernd.

„Weißt du nicht, daß ich zurückgekommen bin?“

„Ja, ich weiß es, aber ob du in Sibirien bist oder hier, das ist das gleiche, ja, es ist noch schwerer, wenn du hier bist.“

„Bist du denn nicht verheiratet?“

„Nein!“ Sie beugt sich auf den Gang hinab und zapft am Unkraut. Er denkt, wie es möglich sei, daß so eine Frau nicht verheiratet sein kann. Sie aber denkt: „Hoffentlich fragt er nicht weiter...“

Er fragt nichts mehr, denn er weiß plötzlich, daß sie ihn nicht vergessen hat. Sie hatte damals gesagt: Treue bis zum Tode. Er hatte das für eine Floskel gehalten, wie sie Liebende gern zu sagen pflegen, und wie sie vom Leben und von der Zeit immer wieder zunichte gemacht wird. Staunend spürt er hier, daß diese Gesetze nicht gelten. Diese Frau meint, was sie sagt. Und sie gestattet den Jahren nicht, anders zu entscheiden, als sie es will. Und ihm ist, als ginge es gar nicht mehr um ihn, auch nicht um sie, sondern um etwas Großes, das nicht untergehen kann und das daher auch nicht zu auferstehen braucht.

„Darf ich dich einmal besuchen? Ich habe dir viel zu sagen.“

„Aber nur, wenn dein Herz spricht. Ich möchte nicht noch einmal so etwas durchmachen. Ich könnte es nicht.“

Er nickt und faßt scheu ihre Hand. Dann geht er, befangen und wie in eine andere, zauberhafte Welt gerückt, die, hinter kargen Worten und sparsamen Gebärden überzeugend und ihn völlig ausfüllend, doch voller Glanz emporstrahlt. Der Osterwind streicht sein glühendes Gesicht.

Über solches Schmackostern, wo man, statt etwas haben zu wollen, etwas brachte und dabei noch unsichtbar blieb, verwundert, nahm sie das Körbchen vom Nagel und ging ins Haus. Obwohl sie überzeugt war, daß diese freundliche Gabe nicht ihr, sondern ihrer Herrin galt, war ihre Freude darüber so groß, daß ihre Stimme leicht bebte, als sie sagte: „Kicken Sie man, Frau Skrandies'sche, was Ihnen der Osterhas gebracht hat.“

„Mir?“ wunderte sich die.

„Ja. Wenn ich mich nicht irr, hab ich vorher e kleines Marjellche gesehen, und wahrscheinlich...“

„... is das Sacknus Paulinche gewesen“, ergänzte die Skrandies'sche, „denn mir is, als hätt ich sie bei uns vorbeigehen gesehen. Aber warum soll die mir etwas gebracht haben? Die Kleine kennt mich doch kaum. Das wird... Natürlich is das für dich, das schöne Osterei. Das hat sie dir aus Dankbarkeit gebracht, weil du ihr neulich die große Fupp mit dem Eingekauften tragen geholfen hast.“

„Aber wo wird all für mich sein, das feine Osterei“, protestierte die Magd, „für mich haben nur Sie was übrig.“

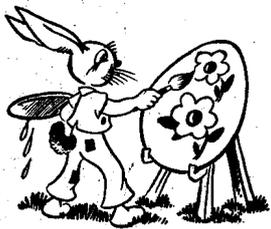
Die Skrandies'sche war so vertieft in das Betrachten des kleinen Wunderwerkes, daß sie diese Worte der getreuen Magd überhörte.

„Wie apart es aussieht“, sagte sie versonnen. Die eine Hälfte des Eis war der Länge nach mit dem Sud junger Roggenhalme, die man damals zum Eierfärben verwandte, zartgrün gefärbt, und die andere Hälfte war weiß. Und auf diesem ovalen weißen Grund stand, ein bißchen ungelentk aber sauber geschrieben: Gesegnete Ostern! Und eine zweite Schriftreihe darunter zeigte ein P, daneben ein kleines h, dann eine 4 und ein Stückchen ab eine zweite 4. Dann folgten zwei Nullen. Mit dem Finger auf diese zweite Schriftreihe zeigend, sagte die Skrandies'sche nun: „Hier steht schwarz auf weiß der Beweis, daß das Ei von Sacknus Paulinche kommt.“

Und sie erklärte der Magd die Buchstaben und die Zahlen: „Das P is der Anfangsbuchstabe von ihrem Rufnamen: Pauline. Und das h, wenn auch klein geraten, is der Anfangsbuchstabe von ihrem zweiten Vornamen: Hildegard, denn Pauline Hildegard heißt die Kleine. Und die erste 4 bedeutet Vierter, die zweite 4 April, und die beiden Nullen 1900. Und das is, wie ich weiß, ihr Geburtsdatum. – Sieben Jahrchens is das Kruckche man alt und hat schon so viel Liebe in dem kleinen Herzchen.“ Und das Ei der Magd reichend, sagte sie: „Freu dich darüber von ganzem Herzen.“

Die Magd konnte nicht begreifen, daß sie etwas bekommen haben sollte, das nicht von ihrer Herrin kam. Sie getraute sich einfach nicht, sich über diese Gabe zu freuen. Gefreut hätte sie sich, wenn die Herrin das Ei als ihr zugedacht angesehen und sich darüber gefreut hätte; ihr täte es nötiger. Wahrhaftig. Verlegen drehte sie das Ei in ihren runzeligen Händen hin und her. Plötzlich krauste sie die Stirn, als habe sie etwas Besonderes an dem Ei entdeckt. Einen Augenblick lang schien sie unschlüssig, dann sagte sie, das Ei der Skrandies'sche nahe ans Gesicht haltend: „Kicken Sie mal her. Was unter dem „Gesegnete Ostern!“ steht, sieht auch ganz so aus wie Philipper 4, Vers 4. Die Nullen haben nuscht zu bedeuten, null is null.“

Die Skrandies'sche sah aufmerksam hin, und obwohl sie ihr nicht zustimmte, mußte sie doch über diesen kindlichen Einfall der Alten lächeln. Die fand ihren Einfall selber etwas komisch, wollte aber wissen, wie dieser Vers lautete. Sie holte die Bibel und



Das grün-weiße Osterei

Von Herbert Rohde

Auch am Morgen des zweiten Ostertages stieg die Sonne wie aus einem Meer flüssigen Goldes herauf. Und überall glitt sie durch die Fenster und machte an den Wänden, auf den Möbeln und den Dielen blanke Flecke, die so intensiv leuchteten, daß kaum jemand noch länger schlafen mochte.

Am frühesten von allen im Dorfe aber war die Magd der Skrandies'sche aufgestanden. Nicht wegen dem blitzenden Sonnengold, auch nicht etwa aus Furcht, noch mit ihren siebzig Jahren von einem Burschen aus dem Bett schmackostert zu werden, sondern weil sie um die Ruhe ihrer Herrin besorgt war und, vor der Haustür postiert, die lauten Schmackosterner draußen abfertigen wollte.

Die arme Skrandies'sche! Einstmals die wohlhabendste Frau von Skirwiet, hatten, als sie früh Witwe geworden, schlechte Menschen sie um ihr Hab und Gut gebracht. Kaum war es ihr gelungen, so viel zu retten, daß es zu dem kleinen Kaluppen reichte, in dem sie nun als eine der Ärmsten im Dorfe lebte. Ihr ganzer Reichtum jetzt war ihre alte Nähmaschine, mit deren Hilfe sie sich nun durch Wäscheflicken kümmerlich ernährte. Nein, nicht nur sich, sondern auch ihre alte, treue Magd, die schon bei ihren Eltern gedient hatte und ihr nun die kleine Wirtschaft führte und sie liebevoll betreute – ohne Lohn.

Heute wollte kein Kind schmackostern kommen, und sie hatte ganz unnötig die anderthalb Dittchen von ihrem kargen Taschengeld für Bonbons ausgegeben. Aber so war es auch im letzten Jahr gewesen – und die Jahre vorher: Und das war gut so. Und wiederum auch nicht; denn wo kein Kind mehr schmackostern kam, war gewissermaßen Niemandsland. Und das tat ein bißchen weh. Ihr, der alten, armen Magd,

tat es weniger für sich selber als für ihre Herrin weh.

Die aber dachte nicht an dieses freudig begehrende Treiben der Kinder, sondern betrachtete, wie fast jeden Tag, mit unglaublicher Ausdauer die schon leicht vergilbten Fotos in ihrem Album. Diese ihre schier krankhafte Verbissenheit in das unwiederbringlich Gewesene bereitete der getreuen Magd große Sorge. „Wenn der liebe Gott ihr nicht hilft, von der Vergangenheit endlich loszukommen, geht sie an ihrem Kummer kaputt“, sagte sie sich.

„Sieh mal her, Annicke“, empfing die Skrandies'sche sie, als sie ihren Posten vor der Haustür schließlich aufgegeben hatte und ins Zimmer kam, „is das nich ein herrliches Bild? Was war man doch mal jung und gut angezogen.“ Folgsam trat die Getreue zu der noch im Bett Liegenden und gab sich Mühe, das schon ungezählte Male gesehene Foto aufs neue zu bewundern und zu loben, was gar nicht so leicht war. Das Foto zeigte eine junge, forsche Frau in einem mondänen Kleid, das gar zu vornehm für ein armes, kaum vierhundert Einwohner zählendes Fischerdorf war. – Aber warum zu vornehm? War diese Frau einst nicht noch schöner gewesen als der junge Frühling heute da draußen? Versonnen ging ihr Blick von dem Bild zum Fenster – und entdeckte ein kleines Marjellchen, das auf die Hütte zukam. Also kam in diesem Jahr doch ein Kind schmackostern! Sie erschrak fast darüber. Sollte sie das Kind ausnahmsweise hereinkommen lassen? Vielleicht wurde die Frau dadurch ein bißchen von den Fotos abgelenkt. Doch das Kind kam nicht herein. Sie ging nachsehen. Aber draußen war niemand zu erblicken. Hatte sie sich geirrt? Aber was hing da an dem Nagel bei der Haustür? Es war ein aus Papier kunstvoll gefaltetes Körbchen, in welchem auf rosa Holzwohle ein buntes Ei lag, ein Osterei!

schlug die Stelle auf. Nachdem sie den Vers leise für sich gelesen hatte, ging plötzlich ein findiges Lächeln über ihr faltiges Gesicht, und sie sagte: „Hören Sie man bloß, wie der Vers heißt: Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch!“

„Da siehst, wie ich dir sagte: Freu dich“, erwiderte die Skrandies'sche.

„Aber da steht: Euch – freuet euch!“ protestierte die Alte. „Und das bedeutet, nich einer allein, Sie auch sollen sich freuen.“

„Das tu ich ja – für dich; Christen freuen sich immer gemeinsam“, sagte die Skrandies'sche voller Güte.

Hierauf wußte die getreue Magd nicht sogleich zu antworten. Die Skrandies'sche nahm ihr nun die Bibel aus der Hand und schaute lange auf die Bibelstelle. Dann reichte sie ihr das Buch zurück und sagte bedächtig: „Genau genommen meint der

Vers: Freuet euch in dem Herrn. Also: in dem Herrn! Das bedeutet doch eigentlich, daß über alle Freude die Freude über unsern Herrn stehen soll – auch über der Freude an dem herrlichen Osterei von dem lieben Kind. – Und zum Gedenken an seine Auferstehung feiern wir Ostern.“

Hierauf nahm sie das Fotoalbum von der Bettdecke auf, klappte es gelassen zu, reichte es der Magd und sagte mit großem Ernst: „Nimm, Annicke, traustes Herz, leg es weg. Dieser Vers lehrt mich bedenken, daß es besser is, nach vorn und nich immer nur zurück zu sehen. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

Die getreue Magd stutzte, gehorchte dann mit unbezeichnenbarer Freude. Und sie empfand nun in der Wirklichkeit, was es, wie auf dem grün-weißen Osterei stand, bedeutet: „Gesegnete Ostern!“

die man zwar mit Befriedigung zur Kenntnis nahm, einstweilen aber den Kriegszustand noch nicht beeinflusste. Was konnte es auch anderes sein! Über Krieg oder Frieden reden mußte man wohl mit anderen Leuten.

Die Unterhaltung wurde dann russischerseits abgebrochen. Ein herbeigekommener Offizier trieb die Russen in ihre Stellung zurück. Doch die Waffenruhe wurde beiderseits auch weiter gewahrt.

Als es nach einer Woche noch wärmer geworden war, begannen die Russen in dem immerhin noch kalten Wasser im Bach zu baden. „Die haben das wohl auch sehr nötig“, meinte man unsererseits. Aber dann geschah etwas, was auch uns erbotete und den Kampfeswillen der Russen wieder aufglimmen ließ. Unsere weiter zurückliegende Artillerie schoß eine gezielte Salve hinüber. Die mit drohenden Ausrufen nackt, die Kleider unterm Arm, zurückgelaufenen Russen begannen nun auch zu schießen. Ob es drüben auch Tote und Verwundete gab, die etwa im Wasser versanken, konnte von uns nicht festgestellt werden. Mit der Waffenruhe war es nun wieder vorbei.

Als weitere Wochen vergangen waren, war eine Befragung aller – wie es hieß – an der Ostfront anwesenden Soldaten befohlen worden: ob man auf ein vorliegendes russisches Friedensangebot eingehen oder weiter kämpfen solle.

Eine noch nie in der preußischen und deutschen Geschichte dagewesene Praktik, daß man auch den einfachen Soldaten bis zum untersten Dienstgrad nach seiner Meinung fragte! Aber diese Meinung wurde von vorn herein durch Ansprachen der Truppenführer beeinflusst: Die Russen wollen Frieden schließen, aber wir werden erst dann verhandeln, wenn sie auf Knien zu uns kommen und um Frieden bitten! Nun ja, man schrieb noch nicht 1945. **Daniel Mantwill.**

OSTERN 1917

Raky hieß die Stellung an der Ostfront, in die wir Kavallerieschützen einrückten und die Infanteristen ablösten. Die aus rohem Jungholz erbauten Baracken der Ruhstellung versprachen ein einigermaßen gemütliches Dasein. Ob der Name von einem in der Nähe gelegenen Dorf im russischen Urwald hergeleitet war oder die Erbauer der Baracken es so getauft hatten, kann ich nicht sagen.

Eine zwei Kilometer lange Schneise führte durch den Wald zur Kampflinie am Waldesrand. Zwischen den eigenen und den feindlichen Gräben lag eine etwas über einen Kilometer breite, in der Länge aber unübersehbare Wiese, durch deren Mitte ein breiter Bach dahinfließ, der dazu beitrug, daß man vor Überraschungen von der Feindseite her ein wenig sicher war. Im großen ganzen eine ruhige Stellung, in der die Eskadronen sich in der Besetzung der Gräben alle vier Wochen unter einander ablösten.

Nach dem harten Winter überzog kurz vor Ostern eine angenehme Wärme das Land. Der Schnee begann zu schmelzen. Das Wasser floß die Schützengräben entlang. Es mußten Roste gebaut werden, weil man sonst die Stiefel vollschöpfte. Überschwemmung wie zu Hause, wenn auch im kleinen...

Am Ostersonnabend wurden Weißbrote für die Feiertage verteilt. Ostereier gab es leider nicht. Auch die Russen waren scheinbar mit Ostergedanken beschäftigt und hörten auf zu schießen. Neben der angenehmen Wärme empfand man diesen Frieden mitten im Krieg sehr wohlthuend. Auch die Nacht zum Ostersonntag verging, ohne das ein Schuß gewechselt worden wäre.

Am Ostersonntagmorgen, was ist das? Da sind ja drüben weiße Fähnchen! Und die Russen laufen ganz unbekümmert herum, als wenn – als wenn der Krieg zu Ende wäre. Da diese Beobachtung gleich der Division gemeldet wurde, wurde unverzüglich ein Schießverbot durchgegeben.

Weil wir nun auch auf dem Vorfeld bis zum Drahtverha herumsparierten, kamen die Russen scharenweise bis zum Bach, winkten uns zu und benahmen sich wie fröhliche Kinder. Und merkwürdig! Man empfand keine Feindschaft mehr gegen diese Menschen, die doch in Ostpreußen soviel Übles angerichtet hatten.

Am Ostermontag kam ein Dolmetscher von der Division. Begleitet von zwei Offi-

zieren und einigen Soldaten unserer Eskadron, ging er zum Bach, um sich mit den Russen zu unterhalten. Zur Begrüßung wurden einige Weinflaschen hinübergeworfen. Da beeilten sich auch die Russen, eine Gegengabe herbeizuschaffen: einige Weißbrote.

Die wichtigste Frage war nun die, ob sie Frieden machen wollten. „Wir machen sofort Frieden, wenn ihr unser Land verlaßt“ meinten sie.

Somit waren die weißen Fähnchen nur der Ausdruck einer Kriegsmüdigkeit und eine Zerfallerscheinung im russischen Heer,



Wie gewonnen,

so zettonnen . . .

Eine Ostererinnerung von Grete Baasner-Pleikis

Wechseln die Jahreszeiten oder nahen Feiertage, so werden Erinnerungen wach, und wehmütig gedenken wir vergangener Zeiten. Memel, Memel und immer wieder Memel! Jahrzehnte sind vergangen, und dennoch ist die Vergangenheit in stillen Stunden greifbar nahe. Wer denkt nicht gern an kleine, amüsante Erlebnisse unbeschwerter Kinderjahre? Damals lachten wir Tränen – heute weinen wir sie.

Ostern!

Ostern auf dem Lande bei der guten Tante! Es war der erste Ausflug, den wir aus der Stadt in den beginnenden Frühling machten. Wir fuhren mit dem Zug bis Kollaten. Dort erwartete uns der Onkel mit dem Wagen. Daß es damals noch kein Auto war, ist sicher verständlich. Meine Freundin Imi mit Mutter und Schwester war wie immer dabei.

Am Zweitfeiertag wurde schmackostert. Birkenruten besorgten wir uns schon am Vorabend. Vereinzelt wurden auch Kaddickäste genommen, doch wahrscheinlich nur, wenn sich jemand für etwas rächen wollte. Wir hegten jedenfalls keine Rachegefühle und nahmen Birken.

In aller Herrgottsfrühe – der Horizont

farbte sich eben rötlich – schlichen wir uns aus dem Haus. In der Nachbarschaft wohnten Imis Großeltern, und ihr Hof war unser Ziel. Auch bei ihnen war Besuch, und so rechneten wir mit viel Spaß.

Leise, um nicht gehört zu werden, schlichen wir an das Wohnhaus. Gebückt drückten wir uns an den Fenstern vorbei. „Duck die, Koarlke, Priemche fällt vons Dach“, flüsterte ich. Imis Großmutter hatte wohl vorsorglich die Haustür geöffnet, so daß wir unbemerkt in den Flur schlüpfen konnten. Nun stand unserem Vorhaben nichts mehr im Wege. Dann aber ging es rund, und wir schmackosterten alle, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten. Lachen und Quietschen schallte durch das Haus. Wir sammelten fleißig Ostereier und waren stolz auf unsere Beute.

Lachend liefen wir nach Hause. Mit Ruhm hatten wir uns zwar nicht bekleckert, aber unterwegs fast „mits Gelbe vons Ei“. Wir hatten übersehen, daß einige ungekochte Eier in unserer Beute waren, und Imi hatte leichtsinnig einige Eier in die Manteltasche gesteckt. Diese hatten unser überschäumendes Temperament nicht vertragen. Da hatten wir nun die Bescherung! Durch Erfahrung

waren wir jedoch im Beseitigen solcher Mißgeschicke gewitzt, und so konnten wir gerade noch das Schlimmste verhüten. Ein Eierfleck auf dem neuen Frühjahrmantel hätte für uns „fröhliche Ostern“ im negativen Sinne bedeutet. Es war also wieder einmal gut gegangen.

Zu Hause angekommen, schmackosterten wir unsere Familie und sammelten nochmals Eier. In unserem Eifer achteten wir nicht auf das spitzbübische Grinsen unserer Opfer.

Da es noch früh war, gingen wir mit den erbeuteten Eiern in unser Zimmer, um noch ein Weilchen zu schlafen. Schnell zogen wir uns aus und – hinein ins Bett!

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten. Gerade als wir das dicke Federbett lüften wollten, um einzusteigen, flog es uns entgegen, und zwei rutenbewaffnete Gestalten fielen über uns her. Ehe wir begriffen hatten, wie uns

geschah, hatten wir unseren Ostersegen, und die Eier waren wir los!

Was war nun wirklich geschehen? Während wir noch bei Imis Großeltern kankelten, hatte sich Imis Schwester mit der Tochter des Hauses auf den Weg zu meiner Tante gemacht, um hier ihrerseits zu schmackostern. Auf den Kopf waren die beiden Mädchen nicht gefallen, und so gelang ihnen der Streich mit der Überrumpelung. Damit hatten wir auch die Erklärung, warum unsere Lieben so gegrinst hatten.

Den Eiern weinten wir nicht nach. Es ging schließlich nicht um materielle Werte, sondern um den Spaß. Den hatten wir gehabt – und die Erwachsenen nicht minder. Der Tag war lang, und wir wurden noch oft der Niederlage wegen aufgezo-gen. Das machte uns fast gar nichts, denn „knorke“ war das Schmackostern trotzdem gewesen.

Schleusenanlage, ein Kleinod an Kanal und Minge, war gut auszumachen. Hier wurde das Papierholz aufgefangen und verladen.

Aber inzwischen fuhren wir in Lampsaten ein, nachdem wir bergab mit Gepolter die Brücke passiert hatten. Nicht weit von der Chaussee lag ein gar stattlicher Hof; drei Gebäude begrenzten einen großen Hofplatz. Als wir durch das offene Tor des hohen Lattenzaunes kamen, begrüßte uns zunächst ein schwarz-weißer Hofhund mit anhaltendem Gebell und meldete uns gleichzeitig an.

Als bald erschien eine junge Frau, die uns herzlich begrüßte. Meine Mutter sprach sie mit Madline an, und die beiden Frauen küßten sich. Nach Austausch von einigen Artigkeiten und Fragen wurde mein Vater begrüßt, und auch mich küßte die junge Frau auf die Wange. Unser Besuch galt, wenn ich mich recht erinnere, dem Anschauen des ersten Kindes, ein Besuch, der mancherorts auch „Weisen“ genannt wurde. Der Anlaß des Besuches war eben das Kind. Ich empfinde heute noch wie damals, wie herzlich doch der Empfang war. Aber bei dem Kind gab es eine kleine Überraschung...

Das Wohnhaus sah recht sauber und ansehnlich aus. Alles schien Holz zu sein, nur das Dach war mit roten Pfannen abgedeckt. Die anderen Gebäude wiesen dagegen Schindel- und Strohdächer auf. Eine kleine Veranda, deren Glasscheiben in leuchtenden Regenbogenfarben blinkten, führte uns zur Eingangstür des Hauses. Ein geräumiges, ordentliches Wohnzimmer empfing uns. Wir kamen also gleich in die „gute“ Stube: Weißer Holzfußboden, mit bunten Flickerteppichen ausgelegt, mit bunten Gardinen die Fenster geschmückt. Um den festlich mit Damast gedeckten Tisch stand eine Reihe von Rohrstühlen mit geschwungener, runder Rückenlehne, der Sitz aus Rohrgeflecht. Ein brau-polierter Kleiderschrank und ein Vertikow mit Aufsatz, aus dessen Glasschei-

HANS KARALLUS

Als wir nach Lampsaten fuhren . . .

Es war wohl im Jahre 1914, als wir damals von Drucken nach Lampsaten fuhren. Es war ein strahlend schöner Sonntag im Frühjahr, ein Märztag. Das Gras auf den Feldern war noch grau, aber der Ruch erwachender Erde lag über dem Land... In der warmen Luft taumelten gelbe Zitronenfalter. Stille überall, und ein Frühlingserwachen landauf und landab.

Unser Wagen, den unser „Brauner“ zog, nahm uns drei Personen gut auf, nämlich meine Eltern und mich, damals achtjährig. Während mein Vater das Gefährt lenkte, hatten meine Mutter und ich Zeit, die Landschaft um uns zu betrachten, wenn nicht gerade ein Gespräch uns davon abhielt. Diese Landschaft war so einmalig, daß wir sie nicht vergessen können. Und über diese Fahrt weiß ich heute noch so viele Einzelheiten, daß dies nach diesen langen Jahren fast unglaublich erscheinen mag.

Die Straßen waren der Zeit entsprechend meist ein harter und ein weicher Untergrund, für Pferdewagen und Autos. Unsere Chausseen waren von grünenden Birken umrahmt.

Kurz vor Prökuls bogen wir in die Chaussee nach Lankuppen-Michelsakuten-Kinten ein. Bald zeigte sich ein Taleinschnitt, der sich von der linken Straßenseite vor Gropischken bis auf die andere Straßenseite in einer tiefen Mulde hinzog. Hier, erzählte mein Vater damals, sei ihm des Nachts ein Mann begegnet, der ihm auf die Schulter geklopft und gesagt habe: „Du hast deine Predigt gut gehalten!“ Und im nächsten Augenblick sei die Gestalt wie vom Erdboden verschlungen gewesen. Mein Vater kam von einem Begräbnis, wo er die kirchlichen Dienste versehen hatte. Doch beim hellen Sonnenlicht hatte ich keine Angst, daß dieser Mann wiederum an dieser Stelle erscheinen könnte.

Etwas weiter sahen wir die Erziehungsanstalt von Gropischken auf einer Erhebung am Mingeufer. Ein langgestrecktes, großes Gebäude, einer alten Burg nicht unähnlich.

Ein liebliches Dorf war Wensken, beiderseits der Straße gelegen. Besonders ein kleines Wäldchen fiel mir auf. Es belebte das Landschaftsbild: Fichten, dicht gedrängt, mannshoch.

Aber ich bitte um Verzeihung, beinahe

hätte ich die Windmühle von unserem Namensvetter Korallus in Pleschkuten vergessen. Sie lag unübersehbar auf der kleinen Anhöhe unweit der Chaussee. Mir fiel sie gleich ins Auge. Ich kannte hier alles, weil ich mit meinem Vater schon dort war, als dieser Getreide zum Mahlen hinbrachte. Es war dort sehr gut zu beobachten, wie die Kette des Aufzuges die schweren Säcke spielend leicht nach oben beförderte, wie ein Zittern durch die ganze Mühle zog,



Ein frohes und gesegnetes Osterfest

wünscht allen Lesern und Mitarbeitern

Verlag und Redaktion des „Memeler Dampfboots“

wenn der Wind stark blies. Ein weißer Mehlstaub bedeckte alles. Wie die Säcke sich bauschten, wenn das Mehl herabstob! Das konnte wohl Spaß machen, das Beobachten dort...

An Kallwischken vorbei, dem Dorf am Kanal, wo einige größere Höfe herübergrüßten, ließen wir auf der anderen Straßenseite zwei größere Ortschaften, nämlich Daugmanten und Grumbeln, die so dicht aneinander lagen, daß die Bewohner von Daugmanten denen von Grumbeln fast in die Kochtöpfe sehen konnten, an uns vorüberziehen.

Doch dann waren wir bald am König-Wilhelm-Kanal, den ich von Klischen, Tyrus-Moor und Drawöhnen gut kannte, angelangt. Aus der Richtung Lankuppen kamen die lauten Töne des Papierholzverladens, wo ein Boydack beladen wurde. Der Kanal lag friedlich im Sonnenschein, nicht ein Windhauch krauste das Wasser. Lankuppen, der Heimathafen der Flößer und Schiffer nach Ruß, mit der großen

ben schönes Geschirr sichtbar wurde, gaben dem Zimmer ein nettes Ansehen. Ein brauner Kachelofen riesigen Ausmaßes an der Küchenseite des Zimmers konnte wohl im Winter wohlige Wärme ins Haus bringen. An den Wänden hingen Photographien unter Glas und gerahmt. Ein ganz großes Bild zeigte den Hausherrn hoch zu Roß, in blauer Dragoneruniform mit roten Besätzen. Lediglich der Kopf war nachträglich angeklebt, wie ein kleiner, schmaler Streifen weißen Papiers sichtbar zeigte. Man hätte diese Kopfstellung korrigieren müssen, dann hätte auch ich wohl den kleinen Betrug geglaubt. Aber Georg, Madlines Mann, war auch so ein schöner Mann. Vor allem waren beide jung. Und in der Ecke am Kachelofen stand eine große, buntbemalte Wiege, in der zwei Kinder friedlich schliefen. Mir fiel das gleich auf, weil meine Eltern nur von einem Kind gesprochen hatten...

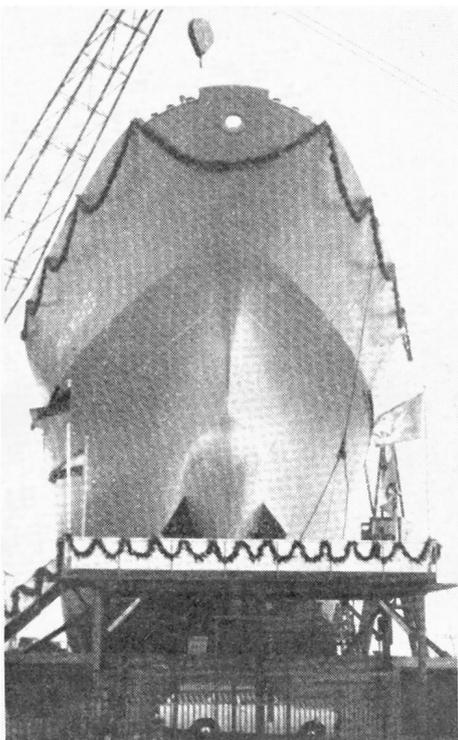
Madline nahm ein Kind aus der Wiege und zeigte es meiner Mutter. Das sollte ein Mädchen sein. Es war ein schönes Kind. Ich

Ein erfolgreiches Jahr 1969 der Lindenaüwerft

Die Lindenaüwerft in Kiel-Friedrichsort, über deren 50jähriges Bestehen wir ausführlich berichteten, hat im Jahre 1969 vier Seeschiffe an ihre Auftraggeber abgeliefert.

Unter der Baunummer 140 entstand der Motortanker „Solstreif“, 1999 BRT mit 3500 Ladetonnen groß, 13 sm laufend, der an die Hvalf AS „Norge“ in Larvik (Norwegen) ging.

Als Neubau 138 wurde das Motorschiff „Fosshem“ geführt, das die norwegische



Stapellauf des größten Schiffes der Lindenaüwerft „Käthe Wiards“, das 7 400 Tonnen laden kann.

Reederei Lövenskiöld & Hoyers in Skien in Auftrag gegeben hatte. „Fosshem“ kann 6450 Tonnen laden und läuft 14 sm.

Die Atlantic-Rhederei in Hamburg, ein alter Kunde der Lindenaüwerft, übernahm unter der Baunummer 143 das Motorschiff „Yuma“, das 2170 Tonnen Schwergut befördern kann und 12 sm läuft.

Als größtes Schiff der Werft, das sie je gebaut hat, entstand 1969 aber das Motorschiff „Käthe Wiards“ (Bau-Nr. 145), das 7400 Tonnen laden kann. „Käthe Wiards“ wurde inzwischen an die Reederei Adolf Wiards & Co. in Hamburg abgeliefert. Die MAN-Motorenanlage von 4450 PS geben dem Neubau die erhebliche Geschwindigkeit von 16,7 sm pro Stunde (d. h. rd. 30 km). Die „Käthe Wiards“ ist das erste Schiff einer Serie, die die Lindenaüwerft gemeinsam mit der Werft Nobiskrug in Rendsburg entwickelt hat. In Kiel-Friedrichsort werden bisher weitere drei Schiffe dieses Typs gebaut werden, während Nobiskrug bereits acht Aufträge für ihn erhalten hat. Die hohe Geschwindigkeit der „Käthe Wiards“ wurde durch einen von Prof. Schneeluth bei der Techn. Hochschule Aachen und der Werft entwickelten Spezialbug erreicht. Dieser Schiffstyp verfügt über einen Schwergutladebaum von 60 Tonnen und ist mit besonders großen Luken versehen, die mit

mechanischen Patentlukendeckeln verschlossen werden.

Die Werft ist mit Aufträgen bis in das Jahr 1971 gut versorgt. Nur macht die Aufwertung der D-Mark der Werft erhebliche Sorgen, da ja die Auftraggeber kaum zu Zuschlägen auf die abgeschlossenen Preise bereit sein dürften.

Unter der Baunummer 146 wird zur Zeit der zweite 7500-Tonner für die Reederei A. Wiards & Co., Hamburg, erbaut. 147 und 149 werden zwei gleiche 7500-Tonner für die Hamburger Reederei H. M. Gehrckens. Baunummer 148 und 151 werden zwei 3200

Ladetonnen große Motortanker für die Atlantic-Rhederei in Hamburg. Für die Hamburger Reederei Carsten Rehder ist ein Auftrag für einen 6300-Tonner gebucht. Eine stolze Bilanz und gleichzeitig eine Anerkennung der Leistungsfähigkeit unserer alten Memeler Werft.

Wenn man auf die Geschwindigkeiten dieser Neubauten zurückkommt und sie mit denen der früheren auf Memel und anderen Ostseehäfen fahrenden Tourdampfern vergleicht, so ist doch ein erheblicher Fortschritt der Technik unverkennbar. Früher erreichten die Mathies- und Neptundampfer, wie überhaupt alle in der Linienfahrt eingesetzten Schiffe, 8, höchstens 9 Seemeilen in der Stunde, heute müssen es mindestens 12 sein, um eine Wirtschaftlichkeit zu erreichen. Wenn die „Käthe Wiards“ 16,7 sm erreicht, so können nur Fachleute ermessen, welche Vorleistung für dieses Ziel geleistet werden muß. **Hanseat**

Liebes Memeler Dampfboot!

Große Freude über ein Titelbild

„Ich möchte Ihnen meine große Freude und Überraschung über das Titelbild in Nr. 1/1970 zum Ausdruck bringen, denn darauf erkenne ich meinen vor einem Jahr verstorbenen Vater August Bajohr, dem Sie in Nr. 18/1968 einen so schönen Nachruf gewidmet hatten. Er steht neben den Schlittenschifffahrern, ebenso meine Schwester Edith und ich, gleichfalls stehend. Ich erkenne dann noch Franz Kestenus, die Schwester Martha des Lehrers Jurkschat, dessen Ehefrau Luise, geb. Gereit, Tochter des bekannten Bäckermeisters Max Gereit, dann die Zwillinge Edeltraut und Irmgard Quesseleit, dann die Töchter von Dr. Claus, Gisela, Liselotte und Hildegard. Die weiteren Personen sind infolge Unschärfe nicht mehr zu erkennen. Das Haus gehörte unserem Uhrmacher Stekelies, der hinten wohl in der Tür sitzend zu sehen ist, da er keine Beine hatte. Wer von den Bauern etwas mit den Behörden und Gerichten zu tun hatte, ging zu Heinrich Stekelies, um sich die Schreiben aufsetzen zu lassen. Wer erinnert sich noch an Apotheker Eichholz, Postmeister Wiesenberg und Dr. Lehmann? Coadjuthen war ein großes Kirchspiel und eine begehrte Pfarrstelle. Hier gab es ein reges Gemeinschaftsleben mit vielen Vereinsfesten, u. a. des Handwerker-, des Turn-, des Frauen- und Gesangsvereins. Die vorn sichtbare Hausecke gehörte Herrn Wiesenberg und beherbergte das Postamt. Meine Großmutter Christine Bremer, verw. Bajohr, war Bezirkshebamme und übte als energische und zielbewußte Frau ihren Beruf bis zum 70. Lebensjahr aus. Der Photograph dieses Titelbildes stand vor meinem Elternhaus, das leider nicht im Bilde zu sehen ist.“

Dies schreibt uns Edelgard Hoffmann, geb. Bajohr, 2 Hamburg 63, Hermann-Löns-Weg 70.

M/S „Hans Bernstein“

Zu dem Bericht über die Strandung von M/S „Hans Bernstein“ vor Memel möchte ich folgendes ergänzen: Das Schiff ist ein alter Zossen, 1910 in Stettin als Vier-Luken-Schiff gebaut, Brücke und Maschine mittschiffs, 19 Fuß Tiefgang bei 3000 t Ladung, Geschwindigkeit 9 sm in der Stunde, zweimal abgesoffen, zweimal gehoben. Des Alters wegen war ihr Fahrgebiet nur noch Ost- und Nordsee. So mancher Seemann wird ein Loblied singen, daß der Kahn verloren ist. Besser konnte man ihn nicht

los werden. Eine Bergung lohnt sich kaum, da es nur um Schrottwert geht. Schwere Luken, Scheerstöcke und große schwere Persennige haben manchem Janmaaten das Leben schwer gemacht. So etwas gibt es heute noch kaum. Die Fracht bestand fast nur aus Erz, Gruben- oder Papierholz und Koks, auch Kohlen. Vom 9. 1. bis 4. 2. 60 war ich als Urlaubsvertreter für den 2. Offizier an Bord; seine Frau hatte Zwillinge bekommen. Der Inspektor fuhr mich im VW nach Brunsbüttel und nahm den abgelösten Offizier nach Hamburg mit. Kurz vor Pinneberg überschlug sich der Wagen. Der Inspektor war tot, der 2. Offizier lag drei



Wochen im Krankenhaus. Meine Reise ging mit Koks nach Westervick in Schweden. Bei Bornholm gab es schlechtes Wetter. Das Schiff nahm viel Wasser über. Die Deckslast gefror. In Westervick ging der ganze Zaun, der für die Deckslast gebaut war, mit an Land. Nach dem Löschen wurde daselbst Erz für Emden geladen. In Emden luden wir wieder Erz für Lübeck. Dann ging es in Ballast nach Hamburg in die Werft. Aber sonst ließ es sich an Bord ganz gut leben. **H. H.**

glaubte es damals wenigstens. Doch ein Kind lag also noch in der Wiege. Und meine Mutter erkundigte sich gleich danach.

„Aber Madline, hast du zwei Kinder?“ fragte meine Mutter. „Davon wußten wir nichts.“

Madline bekam einen roten Kopf. „Nein, das andere Kind ist nicht von mir, es gehört unserem Mädchen, der Lene. Der Vater allerdings ist mein Georg!“

„Aber wie ist das möglich“, meinte Mutter erstaunt.

„Als ich vor der Niederkunft war, hat sich Georg eben dem Mädchen zugewandt“, entgegnete Madline.

„Und was soll nun werden?“ fragte meine Mutter weiter.

„Es kann nichts anderes werden, wir behalten auch das Kind als unser eigenes.“

„Und du wirst dich nicht scheiden lassen“, bohrte Mutter mit ihren Fragen weiter.

„Was sollte die Scheidung nützen, wir behalten den Jungen, er kann uns später vielleicht eine große Hilfe auf dem Hof sein“, entgegnete Madline, die inzwischen ihre normale Gesichtsfarbe wiedererlangt hatte.

Damit war die etwas peinliche Kindervorstellung beendet. Ich war ebenfalls froh, daß die peinliche Fragerei meiner Mutter nicht noch mehr Unheil angerichtet hatte. Mein Vater sprach kein Wort. Das war wohl klüger.

Gänsebraten wurde uns serviert und noch allerlei andere Leckerbissen, die es bei uns gab. Ein gebackener Hecht schien mir die Attraktion zu sein. Und danach gingen wir hinaus in Stall und Scheune, dann auf die Felder.

Zwei Pferde und viele Kühe standen im Stall. Vor der Scheune gab es am Garten eine ganze Reihe Bienenkörbe. Es war ein landwirtschaftliches Anwesen, das mir recht groß und reich erschien. Dann gingen wir über die Felder und Wiesen. Die Saaten grünten, und der Roggen hatte den Winter gut überstanden. Der Boden war überall so locker und so weich, moorig, schwarz. Gräben standen voll Wasser, dunkel und geheimnisvoll. Im großen Vorflutgraben zeigte uns Georg sein Netz. Als er es anhob, zapelten große und kleine Fische darin.

Von unseren Verwandten in Lampsatzen hörte ich nie mehr etwas. Ich weiß auch ihre Namen nicht.

Schaffner auf dem offenen Stand zu Stein und Bein, als so eine Schmach zu erdulden!

Zugegeben, das änderte sich bald, und auch ich entrichtete, wie es sich gehörte, der liebenswerten jungen Weiblichkeit meinen Tribut. Und die konnte sich sehen lassen in unserer Heimat. Ja, Freunde, unsere Marjellens, die waren „eine Sünde wert“!

Briefe aus der Heimat

Aus der Stadt Memel wird im Januar 1970 geschrieben: „Wie habt Ihr das neue Jahr erwartet? Hattet Ihr einen reichen Weihnachtsmann? Bei uns wird Weihnachten nicht mehr gefeiert. Gern möchte man wenigstens den Kindern eine Freude machen, aber es gibt nichts. Gerade vor Weihnachten sind die Läden fast leer, so daß man gar keine Auswahl hat. Johann bekam ein Auto, das schon kaputt war, als wir es im Laden kauften. Zum Glück kam für Mariechen rechtzeitig das Bilderbuch an, das Ihr uns geschickt hattet.“

Meterhohe Schneemauern

Aus dem Kreise Memel wird Anfang März geschrieben: „Wir haben einen sehr kalten Winter, der gar kein Ende nehmen will. Wir hatten Frost bis -30 Grad und darunter. Es hat fast den ganzen Winter ohne Pause gefroren. Nur einige Tage dazwischen waren milder. Auch jetzt - Anfang März - haben wir noch 16-17 Grad Kälte, in den klaren Nächten auch bis 20 Grad. Schnee liegt so viel, daß man ihn kaum ausbaden kann. An allen Straßen sind meterhohe Schneemauern aufgeschüttet. Es kommt immer wieder zu Verwehungen, die den Verkehr behindern. Mit dem Schnee ist auch die Grippe gekommen, die in diesem Winter stark um sich gegriffen hat.“

Oster-Silbenrätsel

Aus den Silben - a - a - ast - bant - beef - bo - chas - cha - chel - de - del - der - des - e - e - e - eil - el - en - fe - fen - fo - gen - go - he - he - heid - heim - in - ka - la - laa - land - li - li - lin - ling - lus - mi - mus - na - nie - nie - nie - o - os - ram - ras - rat - re - rich - ril - rit - ro - ru - rü - schle - sel - sen - si - sin - sis - sit - sor - te - te - teau - ten - tra - tre - un - un - vil - wen - ze - zel - sind 29 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Osterwunsch ergeben. (2 mal ch = jeweils ein Buchstabe)

Die Bedeutung der Wörter: 1. Heilpflanze, 2. Stadt am Rhein, 3. Legierung in Glühbirnen, 4. Haustier des Südens, 5. Ackerunkraut, 6. dänische Ostseeinsel, 7. indianisches Herrschergeschlecht, 8. Schloß (französ.), 9. oberitalienische Landschaft, 10. Scherflein, kleine Münze, 11. Orchesterwerk, 12. Begleiter, Mond, 13. niedersächsischer Kurort, 14. Schiffsgeländer, 15. Fehllös, 16. Vorname, Spielkarte, 17. Teil der Uhr, 18. berühmter Humanist, 19. preußische Provinz, 20. Schweizer Stadt an der Rhone, 21. Fahrgestell, 22. Geldschrank, 23. Stadt im Schwarzwald, 24. Karpfenfisch, 25. Fleischgericht, 26. Schriftsteller, 27. weibl. Vorname, 28. Menschenaffe, 29. Stadt in Nordrhein-Westfalen.

(Auflösung in der nächsten Ausgabe des MD)

Aus den Erinnerungen eines Schmelzer Bowkes

Schmackostern

Von

Richard C. Taureg

Wer kann sich darunter heute noch etwas vorstellen? In meiner Jugend war es Brauch, am ersten Osterfeiertag in aller Frühe mit einer Rute aus blühenden Weidenkätzchen Familienmitglieder aus dem Schlaf zu wecken, wobei folgendes Verschen gesungen wurde:

Oster, Schmackoster,
gib Eier und Speck!
Sonst nehm' ich dir
deine Bettdecke weg.

Für uns Kinder war das natürlich ein gefundenes Fressen! Allerdings stand unser Sinn weniger nach Eiern und Speck, als nach den schokoladenüberzogenen oder kiebitzeierähnlichen Marzipaneiern, mit denen sich die „Überfallenen“ freikaufen mußten. Noch heute muß ich mich wundern, wie unser Kleinkindermagen diese schweren Süßigkeiten zusätzlich zu den mächtigen Bergen von Streuselkuchen und Mohnstriezel und den üppigen Festmahlzeiten verkraftet hat. Selige Kinderzeit!

Auf dem Lande schmackosterten die jungen Burschen bei den jungen Mädchen, und das war wohl so eine Art von Frühjahrsbrautschau. Woher der Ausdruck „schmackostern“ kommt, kann ich nicht sagen. Zweifellos ist es einer der vielen, oft merkwürdigen Bräuche aus vorchristlicher Zeit, die sich gerade im Osten ungebrochen bis in unsere Tage erhalten haben.

Die wichtigste Figur im österlichen Kinderland ist der Osterhase, und ich erinnere mich, daß ich rechtzeitig alle erreichbaren „Gärtchen“, jene ovalen oder runden Behälter aus Holz oder Borke, in denen die Blumengeschäfte zu jener Zeit ihre Frühjahrsarrangements lieferten, zusammensuchte und, mit Holzwolle wohlgepolstert, in den üppigen Buchsbaumhecken unseres großen Gartens versteckte, dabei aber vorsorglicherweise nicht vergaß, auch meinem Vater die Stellen genau zu zeigen, an denen

ich sie placiert hatte. Und das lohnte sich wirklich!

So tolerant ich gegen Osterhasen war - beim Storch, der angeblich die kleinen Kinder bringen sollte, neigte ich zur Skepsis. „Im Winter ist der doch gar nicht da!“ Auch die phantasievollen Erklärungen unserer litauischen Dienstmädchen überzeugten mich nicht. Schließlich beruhigte mich unsere Großmutter Reincke, an die ich mich als letzte Autorität wandte, mit dem Hinweis, daß der liebe Gott, der den Menschen erschaffen hat, auch für die Babies zuständig sei. Das leuchtete mir ein.

Der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen ging uns Schmelzern, die wir sommertags in paradiesischer Unschuld unten am Haff badeten (als Feigenblatt genügte bei Jungens die linke Hand), schon als kleinen Seppkes auf. Trotzdem, ich wollte wissen, warum das so ist. Unsere Köchin, die Anna Kalnischkies, sagte bloß: „Das verstehst du nicht!“ Und zu dem andern Mädchen: „Das Richardchen, na das wird einer werden, das interessiert sich schon für Mädchens!“ Da mußte also doch mehr dahinter stecken.

Ich kann mich nicht erinnern, daß mich irgend jemand „aufgeklärt“ hätte. Mit den Jahren wuchsen wir ganz natürlich in die notwendigen Erkenntnisse hinein. Die klare Sprache der Natur in Feld und Wald, in Hof und Stall bot Anschauungsunterricht genug.

Aber noch als Obertertianer war ich fest davon überzeugt, daß Mädchen absolut „nichtsige“ Wesen seien. Kinder, die wir waren! Kann sich einer meine „männliche“ Empörung vorstellen, als meine Stiefmutter von uns Buben verlangte, wir sollten die gleichaltrige Edith Kraus, die jeden Morgen mit uns in der Straßenbahn zur Schule fuhr, durch Abnehmen unserer Pelzkappen höflich grüßen? Lieber froren wir draußen beim

BIRKE

*Birke, du Heimatkind,
froh ich dich wiederfind';
Braut du, im grünen Haar,
sag mir, was war!*

*Oft, wenn der Ostseewind
hob dir den Schleier lind,
lag ich verträumt bei dir,
ferne von hier.*

*Schattend du neigtest dich
liebepoll über mich,
flüsterst Koselaut,
leis und vertraut.*

*Rauschender Wellenklang,
dünenwärts Lerchensang,
würziger Heideduft
füllten die Luft.*

*Wie mein Wacholderstrauch
wehst du mir Heimathauch;
find ich in dir zurück
Heimat und Glück?*

*Nein, du stehst, weiß und schlank
einsam am Bergeshang,
Buchen umringen dich,
— fremd du wie ich.*

*Birke, mein Heimatbaum,
Birke, mein Heimatraum,
kennst du die harte Hand,
die uns verbannt?*

W. Brindlinger

den Rhein umsiedeln. Frau Kleinschmidt ist Insterburgerin. Ihr herbes Leid ist, daß alle drei Söhne im zweiten Weltkrieg gefallen sind, so daß das Jubelpaar nun ganz allein ist. Wir wünschen noch recht viele sonnige und harmonische Jahre.

zum 101. Geburtstag der Schifferwitwe Auguste Burchard, geb.

Dannil, aus Ruß, Kr. Heydekrug, jetzt in 226 Niebüll, Koogsreihe 10, zum 101. Geburtstag am 15. März. Der wohl ältesten Memelländerin geht es gesundheitlich noch recht gut, und sie interessiert sich durchaus noch für die Tagesereignisse. Sie wird liebevoll von ihrer Tochter Anna Gulbins betreut. Wir begrüßen sie zu ihrem Ehrentag in heimatlicher Verbundenheit und wünschen ihr Gottes reichen Segen.

Heinrich Zebedies aus Mestellen, Kr. Heydekrug, jetzt in 2301 Köhn, zum 80. Geburtstag am 8.

April. Der Jubilar wurde 1890 in Thumellen, Kr. Heydekrug, geboren. Im 1. Weltkrieg wurde er zweimal verwundet und hat noch heute eine Kugel im Bein stecken. 1920 übernahm er in Mestellen einen Bauernhof und heiratete. Im Juni 1921 verstarb seine Frau. Aus der 1924 geschlossenen zweiten Ehe gingen zwei Söhne hervor. Leider verlor er 1932 auch seine zweite Frau und heiratete dann nicht mehr. Nach der Rückkehr des Memellandes zu Deutschland 1939 wurde er Bürgermeister der Gemeinde Mestellen. Er war sehr gerecht in seiner Gemeinde, auch wenn es manchmal für ihn zum Nachteil war. Im Oktober 1944 mußte er seine Heimat durch Flucht verlassen. Sein ältester Sohn fiel zur gleichen Zeit im Westen. Im Januar 1945 wurde er zum Volkssturm eingezogen, konnte aber trotzdem von Februar bis März 1945 als Treck-



führer seine Gemeinde mit dem Treck über das Eis des Frischen Haffes bis nach Schleswig-Holstein führen. Dort arbeitete er in der Landwirtschaft und kaufte sich ein Haus. 1963 erlitt er einen Schlaganfall, der ihn linksseitig lähmte und an das Bett fesselte. Das war sehr schwer für ihn, da er viel und gerne gearbeitet hatte, sich nun aber nur mit dem Rollstuhl fortbewegen kann. Aufopfernd und selbstlos pflegt ihn die damalige Haushälterin Meta Jackstadt, die schon seit 1924 in Mestellen bei ihm in Stellung war. Geistig rege, liest er heute noch das Memeler Dampfboot und die Tageszeitung. Er möchte noch sehr viel tun, aber leider geht es nun nicht mehr. Zum Geburtstag gratulieren ihm sein Sohn, seine Schwiegertöchter, ein Enkelkind, Fräulein Jackstadt und Fräulein Littwins zusammen mit dem MD.

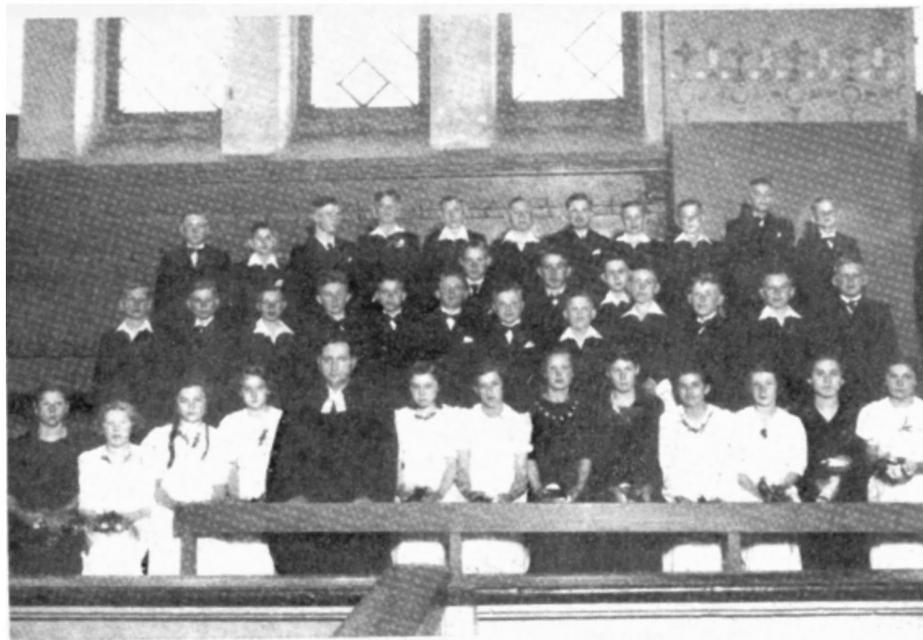
Ernst Teising, Gastwirt und Mühlenbesitzer, früher Gröszen, Kr. Memel, jetzt in 42 Oberhausen-Sterkrade-Nord, Ferdinandstraße 32, zum 90. Geburtstag am 20. März. Er ist für sein Alter geistig auf der Höhe und erzählt noch gerne humorvolle Begebenheiten aus vergangenen Zeiten im Gröszter Krug. Es gratulieren mit dem MD herzlichst Kinder, Enkelkinder und Schwiegersöhne.

Urte Trinkies, geb. Kletschkus, aus Schmaleningken, Kr. Pogegen, zum 83. Geburtstag am 13. März. Die hochbetagte Memelländerin, die in Tarwieden geboren wurde, liest noch mit großem Interesse das Memeler Dampfboot. Ihren Lebensabend verbringt sie bei ihrer Tochter Meta Bohnenkamp in 4783 Anröchte, Birkenstr. 11. Ein Sohn wohnt in der Zone. Wir wünschen weiterhin viel Glück und Gesundheit!

Anny Klimkeit, geb. Walenzus, zum 70. Geburtstag am 21. März. Ihre Eltern hatten ab 1900 in Gillandwirzen, Kr. Pogegen, eine Landwirtschaft mit 30 Morgen und einen Mühlenbetrieb mit einer Holländer-Windmühle und einer Motormühle mit großem Kundenkreis aufgebaut. 1914/15 wurde ihr Vater eingezogen, ihre Mutter nach Rußland verschleppt. Anny, erst ein-



dem Ehepaar **Theodor Kleinschmidt** und Frida, geb. Vorlauf, zuletzt in Memel, Marktstraße 7/8, heute in 6081 Biebesheim, Am Schwarzen Ort 2, zum Fest der goldenen Hochzeit am 30. April. Kleinschmidt ist geborener Heydekruger. Er besuchte in Memel die Präparandenanstalt und 1914 die Lehrerseminare in Memel und Waldau. Nach dem Krieg, den er bei der Feldartillerie mitmachte, kam er zur Kreisverwaltung Heydekrug und wurde schon 1920 stellvertretender Geschäftsführer der dortigen AOK. 1923 erhielt er die Geschäftsstelle Pogegen der neugegründeten LVA übertragen, und führte diese bis 1928. In dieser Zeit gründete er den Pogegener Schützenverein und war am Ausbau der Freiwilligen Feuerwehr beteiligt. Ab 1929 übernahm er die Leitung der Geschäftsstelle Heydekrug, die er bis zur Rückkehr des Memellandes ins Reich inne hatte. 1939 wurde er in der AOK Memel-Heydekrug Hauptabteilungsleiter. Als Landesschütze erlebte er die letzte Phase des Krieges in der Festung Königsberg, auf der Frischen Nehrung und in dänischer Internierung. Von 1946 arbeitete er wieder bei der AOK in Heide, mußte sich aber 1953 krankheitshalber pensionieren lassen. Als Verwaltungsoberinspektor ließ er sich an



Konfirmation vor 30 Jahren

Die Bilder der Jakobuskirche in Memel aus Nr. 7/69 regten unsere Leserin Annemarie Doblies, geb. Skrandies, 28 Bremen-Huchting, Kötterweide 10, an, uns ihr Konfirmationsbild vom 16. April 1939 zu senden. Die schöne, scharfe Aufnahme, die von Willy Fey gemacht wurde, zeigt Pfarrer Lokies im Kreise seiner Konfirmanden. Es war die erste Konfirmation im befreiten Memelland und die letzte Friedenskonfirmation. Pfarrer Lokies verstarb im Sommer des gleichen Jahres.

gesegnet, mußte mit ihren zwei kleinen Brüdern die Wirtschaft führen. 1918 kehrten die Eltern zurück, und Anny konnte nach Tilsit gehen, um im Reichshof-Hotel die feine Küche und danach die Schneiderei zu erlernen. Später heiratete sie den Gendarmeimeister Willy Klimkeit in Deutsch-Crottingen. Während die Mutter noch 1943 in der Heimat starb, gelangten die anderen Glieder der Familie auf der Flucht glücklich in den Westen. Ihr Vater ruht auf dem Friedhof in Verden. Ihre Brüder David und Georg haben es in Edmonton (Canada) zu Wohlstand gebracht. Anny Klimkeit betreute nach Kriegsende als Schloßverwalterin ein großes Durchgangslager für Flüchtlinge in Sachsen. Ihr Sohn Werner ist als Diplomingenieur und Regierungsbaurat in Kiel tätig. Sie selbst wohnt mit ihrem Mann in West-Berlin 13, Habermannstraße 7, und verbringt jeden Sommer auf Sylt an der geliebten See, da sie begeisterte Schwimmerin ist. Unsere besten Wünsche gehen mit denen ihrer Angehörigen zu ihr.

Picasso-Euter

Das Milchkombinat in Memel ist in ein neues Gebäude umgezogen und hat danach Versuche mit der neuen Verpackung von Milch und Milcherzeugnissen aufgenommen. Es gibt schon in den Memeler Milchläden die neuartig verpackten Waren, so auch Milch in Beuteln!

Hausfrauen im Westen: Was sagen Sie nun! Wie lange gibt es diese Verpackung bereits in der BRD? Bisher hat die Molkerei in einer Schicht 40 Tonnen Milch verarbeitet. Jetzt sollen dieselben Arbeitskräfte 100 Tonnen schaffen. **al.**

*

In Memel fand eine Versammlung der leitenden Vertreter aus Partei und Wirtschaft statt. Es wurde über die erzielten Arbeitsergebnisse des Vorjahres und die Aufgaben des letzten Jahres des Fünfjahrplanes diskutiert. Einmütig nahm man die Verpflichtung der Werktätigen an, wonach der Fünfjahrplan bereits bis zum Jahrestag der Oktoberrevolution erfüllt werden soll. Beschließen läßt sich vieles; die Ausführung liegt dann bei den Werktätigen, die auf der Versammlung nicht anwesend waren. **al.**

Heinrich Hoefmann aus Memel

Am 4. Februar 1851 kam in Memel Heinrich Hoefmann zur Welt. Er studierte in Leipzig und Königsberg Medizin, machte den Krieg 1870 als freiwilliger Krankenpfleger mit und bildete sich nach der Staatsprüfung in Königsberg und Wien weiter. 1877 wurde er Assistent an der Königsberger Chirurgischen Universitätsklinik und eröffnete 1882 eine Privatklinik für Orthopädie mit 20 Betten. Das war für Königsberg etwas ganz Neues.

Im Laufe der Jahre vergrößerte der tüchtige und beliebte Arzt die Bettenzahl auf 120. Er war richtungweisend für den Bau orthopädischer Apparate und begründete die Medicomechanik. Schon 1901 war er es, der Selbmademan ohne staatliche oder Universitätsunterstützung, der die „Deutsche Orthopädische Gesellschaft“ ins Leben rief. 1911 begründete er den Verein „Krüppelheil- und Lehranstalt für Ostpreußen“, der 1912 auf der Tragheimer Palve nördlich vom Bahnhof Maraunenhof eine Klinik eröffnete, die ab 1914 auch den Kriegsversehrten zur Verfügung stand und 1915 den Namen Hindenburghaus erhielt.

Hoefmanns große Leistungen wurden 1910 durch Verleihung des Professortitels und 1915 des Titels Geh. Sanitätsrat anerkannt. Allseitig betrauert starb er bereits am 17. September 1917 in Königsberg.



Medizin

Schimkus, ein Bauer aus dem Kreis Memel, trifft in der Libauer Straße zufällig seinen Nachbarn Balzereit.

„Nanu, auch inne Stadt“, fragt Balzereit erstaunt.

„Na ja“, sagt Schimkus, „muß ich doch beim Doktor jehn!“

„Und hat er was jefunden bei dich?“

„Na ja, bißche. Nuscht Besonderes.“

„Und was hast blechen missen?“

„Na, zwanzig Lit. Is ja viel, aber der Mensch will auch leben.“

„Und hat er dir was verschrieben?“

„Na, ja, so Medizin. Hab ich dreizehn Lit inne Apotheke zahlen missen – aber der Mensch will ja auch leben.“

„So, na denn zej mal deine Millezin!“ bittet Balzereit neugierig.

„Hab ich nich mehr – hab ich inne Dange jeschmissen. Man will ja schließlich auch leben.“

Sensation

Am Bahnhof Kukeiten steht ein Gutsfuhrwerk, um zwei Sack Kleesaat abzuholen. Der Inspektor hat die Fracht bezahlt, gibt dem Kutscher den Frachtbrief, damit dieser das Frachtgut vom Güterschuppen abholt. Gleich darauf läuft ein Personenzug ein. Der Inspektor wartet, und der Kutscher kommt nicht. Erst als der Zug die Station schon eine Weile verlassen hat, erscheint der Kutscher mit dem ersten Sack am Fuhrwerk.

„Wo warst du so lange?“ fragt der Inspektor.

„Ich hab' am Zug zujesehn“, meint der Kutscher treuherzig.

Der Inspektor: „Na, war da was zu sehen?“

„Ja, es war. Da is einer ausjestiegen, dem keiner kennt!“ **hl.**

Der Bubikopf

Mein Vater war sehr streng, aber als ich in den goldenen zwanziger Jahren in Coadjuthen davon hörte, daß in Memel und Tilsit die Mädchen bereits den Bubikopf trugen, ließ ich mir heimlich meine schönen langen Haare abschneiden, und zwar gleich



Der Christ und das Buch

Unser ostpreußischer Landsmann Georg Hermann hat sich an die schwere und nicht gerade dankbare Aufgabe gewagt, Christen einen Wegweiser zum Buch in die Hand zu geben. Soll ein Christ nur „erbauliche“ Bücher lesen, wobei „erbaulich“ für uns einen fatalen frömmelnden Beigeschmack erhalten hat? Soll er auch nach modernen Werken greifen, die oft atheistische oder pornographische Tendenzen haben? Hermann stellt sich jeder Frage und gibt klare Antworten. Er sagt wesentliches zur Jugend- und Erwachsenenlektüre, zum religiösen und zum weltlichen Buch. Und er scheut nicht die Aufstellung einer Liste von Autoren und Titeln, die ein Christ lesen darf oder lesen sollte. Günter Grass fehlt zwar, wird aber in einem angehängten Exkurs zur Diskussion gestellt. Bert Brecht existiert für den Christen anscheinend nicht, wohl aber Kafka, die rote Anna Seghers, die immerhin noch bürgerlichen Broch, Musil, Döblin und Werfel. James Joyce, Marcel Proust und Michail Scholochow sind für Christen empfehlenswert, Gaiser, Böll, Lenz und – Bobrowski mit ausgewählten Werken. Wer allerdings den „Ulysses“ oder „Die Suche nach

auf Pagenkopflänge. Das gab eine Sensation im Dorf! Und einen Krach zu Hause! Sogar Pfarrer Müller – der mit einem braunen und einem blauen Auge! – wurde von meinem Vater zur Hilfe gerufen. Er bestellte mich zu sich und sagte väterlich: „Dein Vater ist der Auffassung, daß jeder Mensch so bleiben soll, wie ihn Gott geschaffen hat. Er sieht es als Sünde an, wenn man sich des Schmuckes, den Gott der Frau geschenkt hat, freiwillig entäußert. Willst du dir nicht die Haare wieder wachsen lassen?“

„Ich sehe das ein“, antwortete ich keck. „Dann muß das aber auch für alle Menschen gelten, auch für Sie, Herr Pfarrer, und für meinen Vater! Warum laufen Sie in Ihrer Eitelkeit jede Woche zum Friseur Lepa, um sich rasieren und die Haare schneiden zu lassen, statt sich ein Vorbild am Herrn Jesus und seinen Aposteln zu nehmen.“

Da lachte er herzlich, gab mir recht und bemühte sich um Vermittlung zwischen mir und meinem Vater. **eh.**

Der geizige Ermoneit

Ermoneit ist überall als Geizkragen bekannt. Als er sich eine Brille gekauft hat, wird diese Neuigkeit im Dorf gebührend kommentiert.

„Häst jesehne? De Ermoneit hätt sich e Brell jekauft!“

„Joa, aber häst nich jesehne, datt he äwre Jläsersch kickt, doamet se sich nich afnitze deit?“

„Joa, jistre säch eck emm int Landratsamt benne, wie he emmer een Stuf utleet, doamet he Sohle spoard!“

„Joa, joa, oppe Stroaß nemmt he extra lange Schrett weje Sohle...“ **LK.**

Der Afrikaner

Im Memelland hatten wir einige Angehörige der Schutztruppe, die noch unter Lettow-Vorbeck gekämpft hatten, und ehrfürchtig Afrikaner genannt wurden.

„Stimmt das“, wurde der Schutztruppler B. bei einem Kriegerreffen gefragt, „daß die Neger Weiße in den Kochtopf stecken und fressen?“

„Na, klar“, bestätigte B., „im Hereroaufstand wurde ich von einem Negerstamm mit einem Kameraden gefangen und gefesselt. Er wanderte gleich in den Kochtopf, während ich zusehen mußte. Da sehe ich, wie der Kerl aus dem Topf grinst. Mensch, sag ich, was is da noch zu lachen! Da prustet der doch los: Du hast ja keine Ahnung, ich hab ihnen inne Supp geschift.“ **LK.**

der verlorenen Zeit“ liest, bedarf dieser Handreichung nicht. Der allsonntägliche Kirchgänger wird es schwer haben, sich aus dieser Liste die Autoren und Werke herauszusuchen, die auch ihm als geistigem Normalverbraucher den Zugang zur Literatur öffnen.

(Band 10 der Sammlung Palotti, Friedberg bei Augsburg, 152 Seiten, broschiert, 10,80 DM)

Deutschland im gespaltenen Europa

Der national denkende Deutsche ist seinem links orientierten Gesprächspartner oft unterlegen, weil in den meisten Massenmedien Linksinstrukturelle sitzen, die jede Freiheit haben, ihre unmaßgebliche Meinung einem breiten Publikum aufzuzwingen, der nationale Standpunkt aber nirgends ohne Gefahr vertreten werden kann. Dr. Wolf Freiherr von Wrangel bietet in seiner Broschüre „Deutschland im gespaltenen Europa“ die Fakten zur Deutschlandfrage, die eigentlich jeder Deutsche beherrschen sollte, um in Gesprächen mit Landsleuten und Ausländern nicht nur bestehen, sondern auch überzeugen zu können. Es werden Tatsachen der deutschen Nachkriegsgeschichte und der mit ihr verbundenen Verletzungen des Staats- und Völkerrechts geboten. Wertvoll ist der Anhang mit einem Abriss ostdeutscher Geschichte (Memel wurde nicht vergessen!) sowie mit Zitate aus dem Völkerrecht und aus Stellungnahmen bedeutender Politiker. (Verlag Gerhard Rau-tenberg, Leer, 120 Seiten, kartoniert, 6,80 DM)

Das geht alle an!

Aufgefundene herrenlose Sparbücher Vertriebener

Das Bundesausgleichsamt hat zu dem Verzeichnis der herrenlosen Sparbücher einen fünften Nachtrag herausgegeben, der wiederum eine erhebliche Anzahl von neu gemeldeten herrenlosen Sparbüchern Vertriebener enthält und voraussichtlich die Veröffentlichungen über herrenlose Sparbücher abschließt. Es handelt sich um Sparbücher, die auf der Flucht verlorengegangen oder anderen übergeben worden waren.

Das Postsparkassenamt Hamburg, Abt. O - Fundsachen -, Hamburg 13, Oberstr. 14 b, hat mitgeteilt, daß Kontoauszüge für Postspargbücher der früheren Reichspost beschafft werden können. Deshalb wurden aufgefundene herrenlose Postspargbücher auch in den fünften Nachtrag nicht mehr aufgenommen.

Das Hauptverzeichnis und die Nachträge können von den Geschädigten bei allen Geschädigtenorganisationen und Ausgleichsämtern eingesehen werden. Anträge auf Rückgabe der Sparbücher sind nur an die zuständigen Ausgleichsämter zu richten.

Das Bundesausgleichsamt war bemüht, alle noch vorhandenen herrenlosen Sparbücher Vertriebener, die ein wichtiges Beweismittel für die Geltendmachung von Lastenausgleichsansprüchen sind, zu ermitteln. Der Antrag auf Entschädigung nach dem Währungsausgleichsgesetz kann grundsätzlich nur bis zum 31. Dezember 1970 gestellt werden. Bei Personen, die erst zu einem späteren Zeitpunkt antragsberechtigt geworden sind, weil sie z. B. lange nach Inkrafttreten des Währungsausgleichsgesetzes (WAG) als Spätaussiedler ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des WAG genommen haben, endet jedoch die Antragsfrist frühestens drei Jahre nach der Aufenthaltnahme.

Vorzugspreis für Memelländer

Wie uns das Johann-Gottfried-Herder-Institut in Marburg mitteilt, besteht für Memelländer die Möglichkeit, die im letzten MD vorgestellte „Wirtschaftsgeschichte des Memelgebiets“ bis zum 30. 4. 1970 zum Vorzugspreis von 26,60 DM (für beide Bände!) zu beziehen. Die Bestellungen unserer Landsleute müssen direkt an den Verfasser Dr. Gerhard Willoweit, 401 Hilden, Fichtestr. 13, gerichtet werden.

Infolge eines tragischen Unfalls verstarb am 5. März 1970 völlig unerwartet meine liebe Lebensgefährtin, unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Maria Hofer

geb. Zebedies
geb. am 3. November 1907

In tiefer Trauer

Emil Hofer
Geschwister Hofer
Geschwister Zebedies

3301 Lehre, Rosinenweg 5
früher Mussaten, Kr. Heydekrug

Am 9. März 1970 fand die Beerdigung statt.

Ersatzzeiten für die Rentenversorgung

Der Suchdienst erhält immer wieder Anfragen von ehemaligen Soldaten wegen eines Nachweises über ihren militärischen Dienst als Unterlage für die Rentenversorgung. Wir wiederholen, daß für derartige Bescheinigungen und Dokumente grundsätzlich nicht der Suchdienst zuständig ist, sondern behördliche Instanzen. Die Antragsteller haben sich zu wenden an das

Bundesarchiv - Zentralnachweisstelle,
5106 Kornelimünster

Dagegen sollen sich Angehörige der Marine unmittelbar an die

Deutsche Dienststelle (WAST),
1 Berlin 52, Postfach

wenden.

Wenn ein Antragsteller bei den behördlichen Instanzen nicht den erforderlichen Nachweis erhält, weil dort keine Unterlagen vorhanden sind, ist der DRK-Suchdienst u. U. bereit, durch Vermittlung von Kameraden-Anschriften der ehemaligen Einheit zu melden, soweit derartige Anschriften dafür vorliegen. Mitunter kann in diesen Fällen eine Kameradenaussage für die Beschaffung der gewünschten Unterlage förderlich sein. Wichtig ist allerdings die Angabe der genauen Einheiten-Bezeichnung oder Feldpostnummer, sowie des Zeitpunktes der Zugehörigkeit zu dieser Einheit. Außerdem müßte dem Suchdienst mitgeteilt werden, welche Stellen vorher - ohne Erfolg - mit diesem Ersuchen angesprochen worden sind.

Wer sucht wen?

Ich suche wegen einer Rentenangelegenheit **Frau Helene Blieske**, früher Memel (Ostpr.), Ankerstraße. Wer kann mir Auskunft über ihren jetzigen Wohnort geben? **Martha Maeding**, geb. Sperling, fr. Memel, (Ostpr.), Oberstr. 11, jetz. Anschrift: **6 Frankfurt/Main-Rödelheim**, Hattsteinerstr. 7.



Bei allen Helmatreffen wirb für Dein
MEMELER DAMPFBOOT

Berlin: Das nächste Treffen der ehemaligen Lehrer und Schüler der Memeler Oberschulen findet am **2./3. Mai 1970, 14 Uhr**, statt. Die näheren Einzelheiten (Treffpunkt, Programm und Unterkunftsnachweis) werden noch bekanntgegeben.

Flensburg: Für den **21. März** haben wir einen Diavortrag - Wanderung über die Kurische Nehrung - mit gemütlichem Beisammensein vorgesehen. Wir versammeln uns, wie immer, in

Dittmers Gasthof am Neumarkt, und zwar um **19.30 Uhr**, und erwarten regen Besuch. Bringen Sie auch Gäste mit!
Der Vorstand

Hannover: Zu einem heimatlichen **Sonntagnachmittag** laden wir alle Landsleute herzlich ein. Wir treffen uns am **5. April um 15 Uhr** im Gelben Saal des Casinos, Kurt-Schumacher-Straße. Zu Beginn findet die **Jahreshauptversammlung** (ohne Neuwahlen) statt. Anschließend wollen wir unsere Landsleute mit einem **Lichtbildervortrag** über unsere schöne verlorene Heimat erfreuen. Um regen Besuch bittet

Ihre Memellandgruppe
i. A. **Gerda Gerlach**, 1. Vorsitzende

Hannover: **Voranzeigen**: Am **10. Mai** Busfahrt zum **Essmannshof zur Tulpenblüte**, Fahrpreis 7 DM. Am **21. Juni** Busfahrt nach **Hamburg** zum großen **Memeltreffen**, Fahrpreis 10 DM. Am **16. August** großes **Memeltreffen** im **Casino** in **Hannover**.

Frauengruppe Hannover: Der nächste **Frauenachmittag** findet am **Mittwoch, dem 15. April, um 16.30 (1/25) Uhr**, wieder in der Gaststätte „Zum Bild“, Ecke Kriegerstr./Voßstr. statt.

Gerda Gerlach, Leiterin der Frauengruppe

Iserlohn: Die Memellandgruppe des Kreises Iserlohn veranstaltet am **21. März** im Hotel „Weidenhof“, Westfalenstraße, einen **Heimat-Kulturpolitischen Abend**. Gleichzeitig soll dies eine **Erinnerungsfeier** an die **Rückgliederung** des Memellandes im **März 1939** sein. Zur **Eröffnung** spielt **Walburga Waltermann** auf der **Konzertgitarre** das Stück „**Burga Leser**“ und „**Kiefernwälder rauschen**“. Die **Jugendgruppe** wird in **Trachten** mit **Liedern** und **Gedichten** die **Feierstunde** umrahmen. **Dr. Willoweit**, ein gebürtiger **Memelländer** aus **Hilden/Düsseldorf**, wird ein **Referat** über das **Memelland** halten. **Anschließend** gemütliches **Beisammensein**. Die **Feierstunde** beginnt **pünktlich 20 Uhr**. Zu dieser **Veranstaltung** werden alle **Landsleute** recht herzlich **eingeladen**.
Der Vorstand

Bund ehemaliger

Tilsiter Prinz Albrecht Dragoner 1

Unser **17. traditionelle Treffen** des **Dragoner Regiments Prinz Albrecht** von **Preußen** **Lith. Nr. 1**, findet am **11. und 12. April 1970** im **Künstlerhaus** in **Hannover**, **Sophienstraße**, statt. **Alle Freunde** und **Kameraden** mit ihren **Angehörigen** werden **herzlichst** **eingeladen**. **Anmeldungen** nimmt **Kamerad Johann Stepputtis**, **3 Hannover-Bothfeld**, **Tilsiter Str. 32**, entgegen.

352 Hofgeismar, Marktstr. 13
Bruno Masurath

Memeler Dampfboot

DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER

Herausgeber, Verlag und Druck: **Buchdruckerei F. W. Siebert**, **Zeitungs- und Buchverlag**, **29 Oldenburg (Oldb)**, **Ostlandstr. 14**, **Tel. 3 31 70**. **Schriftleitung** **F. W. Siebert**, unter **Mitarbeit** von **H. A. Kurschat**. - **Artikel**, die mit dem **Namen** des **Verfassers** oder **seinen Initialen** **gezeichnet** sind, **stellen die Meinung** des **Autors** dar, **nicht unbedingt die Meinung** des **Verlags** und der **Schriftleitung**. - **Einsendungen** nur an den **Verlag** **erbeten**. - **Bankverbindung**: **Landessparkasse** zu **Oldenburg**, **Konto-Nr. 416 214**; **Oldenburgische Landesbank AG**, **Konto-Nr. 77 170**; **Postcheckkonto**: **F. W. Siebert**, **Hannover 1173 38**. - **Bezug** nur **durch alle Postanstalten**. - **Vierteljährlicher Bezugspreis** **4,80 DM**.

Gesundheitshalber

gutgehende, solide Landgaststätte

mit Saalbetrieb u. Clubzimmer nahe der Volkswagenstadt Wolfsburg zu verpachten. **5 1/2-Zimmer-Wohnung**, **Bad** und **Garten** vorhanden. (3 Familienmitglieder werden benötigt, um den Betrieb zu führen.) Interessenten wenden sich bitte an

Elfriede Gennies, Gaststätte „Jembker Hof“
3181 Jembke ü. Wolfsburg, **Hauptstr. 32**
Telefon: **05366 / 249**

Jeder neue Leser stärkt Deine Heimatzeitung!

4694 Espk. Ludw.-Hl

Nach einem erfüllten Leben nahm Gott, der Herr, meinen geliebten Mann und treusorgenden Lebensgefährten, unseren lieben Onkel und Großonkel

Emil Thiessen

* 18. 10. 1885 † 28. 2. 1970

Stadtbaumeister a. D.

zu sich in den ewigen Frieden.

In Dankbarkeit und tiefem Leid

Ella Thiessen, geb. Podszus

21 Hamburg 90 (Harburg)

Feldnerstraße 9

früher Memel, Hermann-Göring-Str. 19

Die Trauerfeier hat am Donnerstag, dem 5. März 1970, um 13 Uhr, in der Kapelle des Neuen Friedhofes, Hamburg-Harburg, Bremer Str. 236 stattgefunden.



Ruhe sanft!

Am 5. März 1970 verschied unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Frau Anna Koschinski

geb. Doering

nach kurzer, schwerer Krankheit im Krankenhaus in Schwäbisch-Hall.

In stiller Trauer

Die Anverwandten

717 Schwäbisch-Hall, den 10. März 1970

früher Memel-Schmelz, Schmelzstr. 1a

Die Beerdigung fand am 9. 3. 1970 auf dem Friedhof in Schwäbisch-Hall statt.

Unerwartet rasch ist am 26. Februar 1970 unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester, Schwägerin und Tante

Johanna Fehlau

geb. Dubbin

im 90. Lebensjahr in Frieden heimgegangen.

Die Trauernden

Heinz Fehlau und Frau, Lahr

Walter Prieß und Frau Edith, geb. Fehlau
Mannheim, Stengelhofstr. 43

Enkel und Anverwandte

763 Lahr, Fichtestraße 14

früher Memel, Breite Str. 30

Nach kurzer, schwerer Krankheit starb am 19. 2. 1970 mein lieber, treusorgender Lebenskamerad, unser guter Vater, Opi, Bruder und Onkel

Michael Danullis

Justizassistent i. R.

im 82. Lebensjahr.

In tiefer Trauer

und im Namen aller Angehörigen

Frieda Danullis, geb. Kairies

7746 Hornberg, Postwiese 27

früher Ruß, Kr. Heydekrug

Die Beerdigung fand am 23. 2. 1970 auf dem Friedhof in Hornberg statt.

2 Zimmer zu vermieten

an eine ältere Dame (Memelländerin).

Fr. Auguste Sanmann

2 Hamburg 74

Steinbeckerweg 60

OSTERWUNSCH

Kriegerwitwe, 56 J., 1,68 gr., ev., möchte soliden, netten Herrn kennenlernen.

Zuschriften unter MD 646 an den Verlag des MD erbeten.

Nach langer, schwerer Krankheit entschlief am 3. März 1970 unser lieber Vater und Opa

Wilhelm Strauß

im 81. Lebensjahr.

In stiller Trauer

Fam. Walter Strauß

Otto Meigies u. Frau Erlka,
geb. Strauß

24 Lübeck, Paulstr. 1

früher Wietullen, Kr. Heydekrug

Beten, Sorgen und Arbeit war ihr ganzes Leben, die Kraft dazu hat ihr Gott gegeben.

Fern ihrer unvergeßlichen Heimat verstarb nach langer, schwerer Krankheit am 20. 2. 1970 meine liebe Frau, unsere gute Tante

Szerny Mertineit

geb. Igloffstein
früher Heydekrug/Ostpr.

im 72. Lebensjahr.

In tiefer Trauer

August Mertineit

23 Kiel, Jungmannstr. 38

„Heimat-Dias“

liefert: Hermann Heinemann
2116 Hanstedt/Nordhelde

„Hicton“ ist altbewährt gegen

Bettläsungen

Preis DM 5,05. Nur in Apotheken.

Jeder neue Leser
stärkt Deine Heimatzeitung

Am 9. März 1970 verstarb nach längerer Krankheit unsere liebe Mutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin und Tante

Helene Jonathal

geb. Pätzl

geb. am 27. 11. 1903

früher wohnhaft in Saugen,
Kr. Heydekrug

Dieses zeigen im Namen aller Angehörigen an

Ernst Bierwirth u. Frau Hedwig,
geb. Jonathal

In Hörden/Harz wurde sie am 12. 3. 1970 zur letzten Ruhe gebettet.

EINBANDDECKE

1
9
6
9

Noch wertvoller wird die Sammlung des Jahrganges 1969 unserer Heimatzeitung durch die schöne, in hellblau Ganzleinen mit Silberdruck gehaltene Einbanddecke.

Wir liefern Ihnen diese Einbanddecke zum Preise von 5,00 DM, zugänglich 50 Pf. für Porto und Verpackung

Buchdruckerei F. W. SIEBERT

Verlag des „MEMELER DAMPFBOOT“

29 Oldenburg - Ostlandstraße 14

